

Im *Druckbeginn 8 Uhr* 350

DIE FACKEL

Nr 751-756

FEBRUAR 1927

XXVIII. JAHR

*K. Kraus
für die
Verlag der Fackel*

Rara avis

Wien, 5. Jänner 1927

An den

Verlag »Die Fackel«.

Herr Karl Kraus, den wir als Freund und Förderer unseres Vereines überaus hochschätzen, hat in seiner Vorlesung vom 20. November und im Abdruck dieses Vortrages in der letzten Nummer der Fackel (Seite 156) gesagt, daß sogar jene humanitären Vereine, denen er die Erträge von Vorlesungen gewidmet hat, sich geweigert hätten, ihren Namen unter einen Protest gegen die erpresserische Tätigkeit des Bekessy zu setzen. #

Unser Verein, den er wahrscheinlich zu diesen »humanitären« Vereinigungen zählt (wenngleich wir nach unserer ganzen Denkungsart es ablehnen müssen, mit landläufigen Wohltätigkeitsvereinen zusammengelegt zu werden, weil wir Fürsorge nicht als Zweck, sondern nur als Mittel zum Zweck, als Mittel zur Erziehung des Menschen zu seinem Menschentum betreiben), ist durch diesen Vorwurf überrascht. Wir halten es für unsere Pflicht, ausdrücklich festzustellen, daß von keiner Seite an uns mit irgend einem Aufruf, mit irgend einem Protest herangetreten wurde, den wir unterschreiben hätten sollen, aber nicht unterschrieben haben. Wir sind daher nicht in die Lage gekommen, unsere Unterschrift zu verweigern. 0

Wir bitten, Herrn Karl Kraus diesen Sachverhalt freundlichst mitzuteilen und ihn darauf aufmerksam zu machen, daß die ganze Haltung unseres Vereines in den 12 Jahren seines Bestandes, daß die Vorträge unseres Vereines und seiner Ortsgruppen und daß der Inhalt unserer Monatsschrift, die vielleicht mitunter seine Aufmerksamkeit gefunden haben wird, uns vor dem Verdacht schützen,

daß wir gerade in diesem Falle einer offensichtlichen Korruption im Verschleiß der öffentlichen Meinung mit Herrn Karl Kraus nicht einer Meinung gewesen wären.

Wir danken ihm, obwohl er darauf keinen Wert legt und den Dank für seine Arbeit im erreichten Erfolg findet, auch für diesen Kampf um die Reinheit der publizistischen Sitten und zeichnen

in ausgezeichnetener Wertschätzung

Die Bereitschaft

Verein für soziale Arbeit und zur
Verbreitung sozialer Kenntnisse

Der Schriftführer: Der Obmann:
Dr. Ludwig Stadler Dr. Rumpler

Hall
Diese Kundgebung gereicht dem Verein »Die Bereitschaft«, seinem Sinn und Namen, zur Ehre und es wäre zu wünschen, daß sich ihr andere Vereine ehestens anschließen, damit das damals Versäumte zu bleibender ideeller Wirkung nachgeholt sei. Die »Wahrscheinlichkeit«, daß zu jenen humanitären Vereinen — die sich einem Protest gegen den größten Kulturskandal, den eine Stadt je erlebt hat, nicht anschließen wollten — auch die »Bereitschaft« gezählt wurde und daß sich der Vorwurf gerade gegen sie gerichtet habe, ist durch die zitierte Stelle gewiß nicht gerechtfertigt. Wohl aber ist erfreulich, daß eine Gesinnung, der kein Zweifel entgegneten könnte, nun einem Mißverständnis den so unzweideutigen Ausdruck verdankt. Ein Recht, der Haltung der Vereine generalisierend zu gedenken, bestand aus dem Grunde, weil eine Protestaktion tatsächlich im Gange war und es bis zu tausenden Unterschriften gebracht hatte, ohne daß unter diesen der Name eines der Vereine bemerkt worden wäre. Außerdem war aber, wie der Herausgeber der Fackel nachträglich erfahren hat, der Versuch unternommen worden, an die Vereine zum Zweck eines besonderen

inwaller

Protestes heranzutreten. Dieser Versuch ist, wie ihm damals versichert wurde, gänzlich gescheitert. An welche Vereine oder für diese maßgebenden Personen man herangetreten war und welcher Vereine oder Personen Ablehnung zum Verzicht auf die aussichtslos scheinende Aktion geführt hatte, ist ihm nicht mitgeteilt worden. Wenn sich die »Bereitschaft« unter den ablehnenden nicht befunden hat — woran nach den entschiedenen Worten der Kundgebung nicht gezweifelt werden kann —, so ist es die denkbar angenehmste Pflicht, dies festzustellen, umso erwünschter, als nun jedem der Vereine, die sich von einem Unrecht betroffen fühlen, durch das Beispiel solcher Bereitschaft es erleichtert ist, zu dem, was sie miterlebt haben, wenigstens nachträglich Farbe zu bekennen, welche keine andere als die der Scham sein könnte. Es wäre sicherlich eine schöne Handlung gewesen, wenn sich wie in Stockholm auch bei uns die Träger und Repräsentanten eines sittlichen Bewußtseins spontan aufgerafft hätten, um die beispiellose Schändung der Ehre ihrer Stadt durch einen Protest zu brandmarken und dem durch Jahre allein Kämpfenden die unvorstellbare Last zu erleichtern. Wie immer dem sei, die Kundgebung der »Bereitschaft« ist heute, wo zwar die äußerste Gefahr beseitigt ist, aber noch immer Reste des Kanailleingeistes sich regen, eine mutige Tat und höchst dankenswert gegenüber der unveränderten Feigheit eines offiziellen, publizistischen wie bürokratischen Wienertums, das sich zu dem Helfer aus schwersten Nöten mit keinem Wort zu bekennen wagt — welches er allerdings nicht als Dank in Anspruch nehmen wollte, wohl aber als Beweis, daß diese Allerbärmlichkeit doch nicht bloß ihres Erpressers wert war. Denn was von Beethoven, der kürzlich just an einer der verdächtigsten Stellen zitiert wurde, überliefert worden ist, scheint ja trotz allem Umsturz zu gelten:

H. Wagner

len

1* *Andrieh*

*immer die
dichtbar sind*

›Über Wien schimpft er und wünscht fortzugehen. ‚Vom Kaiser bis auf den Schuhputzer‘, sagte er, ‚sind alle nichts wert.‹

Den Kaiser gibt es nicht mehr, aber außer und über den Schuhputzern noch Würdenträger, die mir, wenn ich mir den Luxus gestatten könnte, fortzugehen, bloß ein unbändiges Gelächter beibringen möchten, da ich aber hier noch ein Weilchen zu tun habe, mich zwingen, zu untersuchen, wie wenig sie wert sind. Umso tröstlicher, daß es neben diesen Sorten noch einen Wert gibt, der sich, wenigstens nachdem jene schwerste Arbeit getan ist, die man in Stockholm Ausrottung einer wirklichen Gemeingefahr nennt, von deren Kupplern abzusondern wünscht. Hätte ich ~~selbst~~ mit jenem ^{Händ} Worte des Vortrags Unrecht getan, so wäre es doch keines — um des schönen Bekenntnisses willen, das es herbeigeführt hat und das nie post festum kommen konnte.

Glossen

Der Oberste Gerichtshof über die Schwierigkeit, den Castiglioni auch nur als Zeugen zu fangen.

Der Generalstaatsanwalt sagte im Prozeß Weiß:

... Die Schwierigkeit des strafrechtlichen Nachweises bestehe aber darin, daß aus dem Opfer selbst die Wahrheit stets schwer herauszubringen sei. Erfahrungsgemäß handelt es sich bei den Opfern derartiger Erpressungen um Typen, die selbst nicht sehr sympathisch sind und die, weil sie selbst Butter auf dem Kopfe zu haben pflegen, den Gerichtssaal scheuen und sich, wenn sie schon zu einer Aussage veranlaßt werden, bemühen, den Sachverhalt zugunsten des Erpressers abzuschwächen und günstiger hinzustellen, denn sie scheuen eine Röntgenisierung im Lichte der Öffentlichkeit des Gerichtssaales, wobei ihr ganzes Leben durchleuchtet würde. Außerdem fürchten sie noch heftigere Angriffe, wenn sie den Erpresser preisgeben. Das Gericht ist verpflichtet, solche Fälle mit besonderer Strenge zu verfolgen, um nicht nur den kleinen Erpressern, sondern derartigen viel gefährlicheren Erpressern großen Maßstabs das Handwerk zu legen. Deshalb müsse es das Gericht in solchen Fällen mit der Beweiswürdigung nicht so schwer nehmen wie sonst. Es müsse nur den Bestimmungen des Strafgesetzes Genüge getan werden. Die Staatsanwaltschaft hätte geradezu eine krasse Pflichtverletzung begangen, wenn sie die Erhebung dieser Anklage unterlassen hätte. Der Verteidiger des Alexander Weiß habe sich bemüht, Castiglioni als einen volkswirtschaftlich schädlichen Typus hinzustellen. Es bestehe für das Gericht weder die Möglichkeit noch die Notwendigkeit, sich mit dieser Frage näher zu befassen. Jeder, der auf dem Staatsgebiet weilt, genieße den Schutz der Gesetze, auch dann, wenn er etwa selbst mit dem Strafgesetz in Konflikt gerate oder nahe daran sei, es zu tun.

Der Vorsitzende sagte:

... daß die Verlesung des mit Castiglioni in der Voruntersuchung aufgenommenen Protokolls sowie die Verlesung des Gedächtnisprotokolls und damit im Zusammenhang die Abweisung des Antrages der Verteidigung auf neuerliche Ladung des Castiglioni keine Nichtigkeit begründen. Der Gerichtshof hat, da Castiglioni zur kritischen Zeit im Ausland war und es von einem Zufall abhing, ob er sich auf der Durchreise einige Stunden in Wien werde aufhalten, von dem ihm nach § 252, Zahl 1, zustehenden Rechte, die Protokolle zu verlesen, Gebrauch gemacht. Castiglioni wäre, wenn er sich ein paar Stunden in Wien aufgehalten hätte, sicherlich der Vorladung zu Gericht nicht gefolgt.

Warum nicht vorführen lassen? Er kommt doch dann und wann, getrieben von seiner ehrlichen Begeisterung für Gerhart Hauptmann, nach Wien, thront gegenüber dem Bundespräsidenten in seiner Loge, gibt Feste in seinem Palais, nachdem er als Zeuge seinen Erpresser Bekessy schon in Paris fetiert hat. Und selbst wenn der groß- und schnellzügige Mäzen sich nur ein paar Stunden in Wien aufhält, wie wäre es, wenn sich die Justiz einmal entschlösse, ihn aus dem Palais oder aus der Loge abholen zu lassen? Die Unvorladbarkeit des Castiglioni kann doch nicht ein oberstgerichtlich anerkannter Rechtsgrundsatz bleiben?

Wie ein Großer spricht

und was die Menschheit ehrfürchtig anhört:

Bosel: Es ist selbstverständlich, daß mir der Gedanke vorschwebte, bei der Postsparkasse und bei meinem Hause die großen Verluste der Effektingeschäfte irgendwie wettzumachen, und es ist keine Frage, daß ich Gelegenheit genommen habe, mit den Herren von der Postsparkasse und speziell mit Herrn Vizegouverneur Klimesch über ein solches Arrangement zu sprechen. Ich kam damals aus dem Ausland zurück und habe gesagt: Ich bitte, meine Überzeugung ist, es ist ein großes Geschäft, man könnte hier viel verdienen, und ich habe ihm bis zu einem gewissen Grade zugeredet. Ich habe das in dem guten Glauben getan, daß man ziemlich rasch eine Transaktion hier zustande bringt, wobei ich geglaubt habe, daß der Vizegouverneur besondere Beziehungen die ich vielleicht nicht hatte, und Informationen hat, weil er mich auch sehr für ein solches Geschäft gewonnen hat, denn er selbst war ja bis zu einem gewissen Grade sehr enthusiasmiert.

Er hat gesagt, das wäre eine große Lösung für uns. Ich war also im guten Glauben, daß er mehr weiß als ich. Natürlich war es auch eine große Lösung für uns. Seine Überzeugung ist, es ist ein großes Geschäft, hier steht er, er kann nicht anders. Aber daß der Mann, der so spricht — und es muß noch überzeugender auf den Hörer gewirkt haben als auf den Leser —, daß dieser Mund auch zu einem großen Teil der öffentlichen Meinung spricht, hat man bei dieser Gelegenheit zum erstenmal authentisch erfahren. Als Herr Bosel befragt wurde, ob er den Herrn Ahrer — dessen Tischfreundschaft mit dem Bekessy sicherlich auf viel Wissenswertes schließen läßt — bestochen habe, gab er seiner

»Entrüstung« Ausdruck und zwar weil er »so viel Respekt vor einem österreichischen Finanzminister« habe, daß er es nicht wagen würde, »mit einem solchen Gedanken an ihn heranzutreten«. Er sei »in der unglücklichen Situation, daß der Finanzminister in Havanna sitzt und nicht in Wien«. Wenn man nun dieses Unglück dem Herrn Bosel nachempfinden kann, so war man umso mehr über die Sicherheit erstaunt, mit der er vor dem Postsparkassenausschuß aus seinem jahrelang gewährten publizistischen Inkognito heraustrat. Er sprach von dem Grazer Artikel, der die Behauptung enthielt, daß Herr Ahrer bestochen worden sei:

Ich habe zwei Tage vorher erfahren, daß ein Redakteur einer Wiener Zeitung diesen Artikel geschrieben hat, ich kenne den Namen, ich habe ihn auch an gewissen Stellen bereits genannt. Dieser Artikel wurde vorher allen Zeitungen angeboten und auch meiner Zeitung, dem ‚Tag‘, wir haben ihn abgelehnt.

Womit zum erstenmal festgestellt ist, daß Herr Bosel, von dem man bisher nur sicher gewußt hat, daß er nicht für den ‚Tag‘ schreiben könnte, ihn redigiert. Der ‚Tag‘ ist »seine Zeitung«, was man zwar nie bezweifelt hat, wovon aber der ‚Tag‘ selbst kein Aufhebens macht, in dessen Bericht die Erklärung seines Besitzers folgendermaßen lautet:

In überaus energischer Weise wendet sich Bosel sodann gegen die in der Öffentlichkeit ausgesprochene Behauptung, er habe Minister Ahrer bestochen, damit er diesen Vertrag abschließe. Er sei leider in der unglücklichen Situation, daß Dr. Ahrer in Havanna sei und nicht in Wien.

Nun kann einer staatsgrundgesetzlichen Befugnis zufolge jeder Mensch, sei er ein Plutokrat oder bloß ein Analphabet oder was immer, »seine Zeitung« haben. Diese Suppe, die der Liberalismus der Menschheit eingebrockt hat, wird zu deren größerem Schaden ihr von keinem Preßgesetz versalzen, welches da vorschreiben würde, daß der Name des Händlers, dessen Interessen die Zeitung dient, in balkendicken Lettern an der Spitze zu stehen hat. Wenn Herr Bosel seine Aussage vor dem Postsparkassenausschuß in seiner Zeitung nicht erscheinen läßt und auch von dem Parlamentsbericht sagen könnte, daß »wir ihn abgelehnt haben«, so dürfte wohl der Beweis erbracht sein, daß die Interessen, denen seine Zeitung dient, mit der Anonymität des Interessenten stark verknüpft sind. Da Herr Bosel »heute ein Bettler ist«, so

läßt sich begreifen, daß er diese Anonymität nicht auch für andere publizistische Sphären sichern konnte, für die ja selbst ein Parlamentsbericht nicht gerade eine Sache wäre, über die sich nicht reden ließe. Erstaunlicher ist schon, daß ein Bettler noch seine eigene Zeitung halten kann, für die er Artikel und Berichte, die ihm nicht genehm sind, »ablehnt«. Aber es ist eben ein — von keinem Gesetz zu beeinträchtigender — Wesenszug der Großen, daß sie, wenn sie von der Stellage der Leinewaren zur publizistischen Macht emporgestiegen sind, für sich selbst keine Reklame machen.

Wie immer er heiße

Ich bin nicht hier und habe nicht die Aufgabe, um Typen wie Herrn Castiglioni hier anzugreifen, seine Person ist ganz gleichgültig. Nicht aber der Typus, ob er nun Castiglioni oder wie immer heiße. Diese Herren brauchen eine käufliche Presse.

So soll einer der Verteidiger des Herrn Weiß vor dem Obersten Gerichtshof gesagt haben, nämlich nach dem Bericht des ‚Tag‘. Zunächst fragte man sich, warum dieser die Stelle nicht lieber weggelassen hat, da er doch als Ganzer einem von dem Typus, nämlich dem Herrn Wie-immer-er-heiße, gehört. Im Hause des Hafisches von der Harpune zu sprechen und noch dazu, wenn man von seiner Beute lebt, zeugt von geringem Herzenstakt. Oder, fragte man sich, sollte es wahr sein, daß der ‚Tag‘ ein unabhängiges Blatt geworden ist, seitdem einer der Herren, die eine käufliche Presse brauchen, vor dem Postsparkassenausschuß den Offenbarungseid abgelegt hat? Ob es nun ein Stich ist gegen den Mann, der das Geld gibt, oder nur gegen den, der es nicht mehr gibt, so oder so — »Ganz a scheener Starrsinn!«, dachte man, wie es in der jüdischen Anekdote heißt. Aber mißtrauisch wie ich bin, hielt ich, bei genauerem Hinsehen, die Zitierung der Sätze des Verteidigers nicht für einen direkten Angriff auf den Mann, der eine käufliche Presse braucht oder nicht mehr braucht, denn die Worte »oder wie immer er heiße« kamen mir plötzlich merkwürdig vor. Ich suchte deshalb die Stelle im Bericht der anderen Blätter auf, fand sie aber dort nur verkürzt oder gestrichen, was freilich den Verdacht stärkte, daß der ‚Tag‘ etwas gegen einen Vertreter des Typus beabsichtigt habe, den die Kollegen

mehr oder minder schonten. Da fand ich den Text in der ‚Arbeiter-Zeitung‘:

Ich bin nicht hier, ruft der Verteidiger, und habe nicht die Aufgabe, solche Typen wie Castiglioni hier anzugreifen, seine Person ist ganz gleichgültig. Nicht aber ist es der Typus, ob er Castiglioni, Boser, Drucker, Goldstein oder wie immer heiÙe. Diese Herren brauchen eine käufliche Presse.

Ich will nicht in das Redaktionsgeheimnis des ‚Tag‘ eindringen, aber es wäre interessant zu erfahren, ob er, da er doch weiter ging als die meisten andern kapitalistischen Blätter und nicht so weit wie die ‚Arbeiter-Zeitung‘, den Vertreter des Typus mehr schonen oder mehr angreifen wollte. Ob er also ihn, der eine käufliche Presse braucht, nicht mehr braucht oder ob er ihn, der eine käufliche Presse nicht mehr braucht, nach wie vor braucht. Angenehm dürfte jenen, wie immer er heiÙe, ja auch die Retusche kaum berührt haben, und er hat sich vielleicht einer bitteren Empfindung darob nicht erwehren können, daß nunmehr selbst der ‚Tag‘, »sein Blatt«, mit dem Damoklesschwert auf ihn losgehe.

Viel verlangt *Ungerechter Tadel*

Die gewöhnlichste Vorsicht hätte den Präsidenten Eldersch dazu veranlassen müssen, auch nur den Anschein zu erwecken, als könnte seine politische Unabhängigkeit von irgend jemandem bezweifelt werden.

Nein, was diese Journalisten alles zusammenschreiben, wenn der Tag lang ist, aber doch zu kurz, um auch nachzulesen, was sie geschrieben haben! Als ob der Herr Präsident Eldersch es an Bemühungen, solchen Anschein zu erwecken, hätte fehlen lassen, ja in diesem Punkt nicht ein Übriges getan hätte. Nur an der Vorsicht, den Anschein zu vermeiden, hat er es eben fehlen lassen. Aber wahrscheinlich hat er sich sogar darum bemüht, nur daß es ihm eben nicht gelungen ist.

Ein verunglücktes schwedisches Beispiel

Die ‚Arbeiter-Zeitung‘ erzählt unter dem Titel »Der Ahrer von Schweden« von dem verstorbenen schwedischen Finanzminister Thorsson, der ein Sozialdemokrat war und nie seine schlichte Herkunft verleugnete.

Eines Tages sah man ihn am Fahrkartenschalter des Stockholmer Hauptbahnhofes. Nichts Äußerliches verriet, daß der Mann, der da am Schalter eine ganze Reihe von Fahrkarten nach den verschiedensten Orten zusammenkaufte und bezahlte, etwas anderes sei als irgendein ehrsamer älterer Handwerksmeister. Dem Schalterbeamten fiel höchstens die eine Merkwürdigkeit auf, daß der Mann so viele Fahrбилlette auf einmal und — wie gesagt — nach allen vier Weltrichtungen zugleich verlangte. Doch zerbrach sich der Beamte darüber nicht weiter den Kopf. Wie groß war aber sein Erstaunen, als er nun sah, wie der »Handwerksmeister« in einem Winkel der Bahnhofshalle die eben gekauften Karten eine nach der andern zerriß. Der Schalterbeamte hielt nun den Kartenkäufer für komplett irrsinnig und machte den diensthabenden Polizisten auf den offenbaren Narren aufmerksam. Der Polizist rückte dem »Handwerksmeister« alsogleich zu Leibe, war aber nicht wenig entsetzt, als sich dieser als Finanzminister Thorsson legitimierte. Das Mysterium der zerrissenen Karten war bald aufgeklärt: Thorsson, der als Minister einen Eisenbahnfreifahrtschein auch für Salonwagen besaß, hatte soeben eine Agitationsreise durch das Land unternommen gehabt und war nun der Überzeugung, daß für diese Reisekosten nicht der Staat aufzukommen habe. Mit den zerrissenen Fahrkarten hatte also der sozialdemokratische Finanzminister seinem Empfinden nach nur eine kleine Schuld an die Staatsfinanzen abgetragen. Glückliches Land, wo die Minister nicht nur auf den Salonwagen verzichten, sondern sich ihre privaten Reisen selber bezahlen!

Worauf noch ein berechtigter Hinweis auf andere Finanzminister folgt, die der Staatskasse Billionen entziehen. Aber die Geschichte zeigt, wenn sie wahr ist, den braven schwedischen Finanzminister Thorsson wirklich ein bißchen in dem geistigen Licht, worin ihn jene sahen, die ihn die Fahrkarten zerreißen sahen. Er hatte »soeben« im Salonwagen eine Agitationsreise unternommen und war »nun« der Überzeugung, daß der Staat für diese Reisekosten nicht aufzukommen habe. Wenn er aber schon diese Überzeugung nicht lieber vor Antritt der Reise gehabt und entweder dem Staat die Kosten des Salonwagens ersetzt oder als Sozialdemokrat lieber gleich auf den Salonwagen verzichtet hat, um mit einem bezahlten Billett dritter Klasse vorlieb zu nehmen, so muß man doch fragen, warum er nicht wenigstens nach Benützung des Salonwagens die Rechnung verlangt und den Betrag an die Staatskasse abgeführt hat, anstatt des langwierigen Kaufs von Fahrkarten — man denke nur: nach allen vier Weltrichtungen zugleich, zum Glück gibts deren nicht mehr — und anstatt der umständlichen Manipulation, für die er doch keinen Zeugen gehabt hätte,

wäre nicht der Polizist auf ihn aufmerksam gemacht worden. Gewiß war alles so genau berechnet, daß die Summe, die er am Schalter erlegt hatte, bis auf den letzten ~~Perd~~ der »kleinen Schuld« an die Staatsfinanzen entsprochen haben mag, und mindestens hat der gute Mann durch eine symbolische Handlung sein Gewissen beruhigt. Aber an und für sich entbehrt sie doch nicht jener Sonderbarkeit, die man gerade auch unserem Kollmann zutrauen könnte, der, von einer Agitationsreise heimkehrend, im Badener Bahnhof ein auffallendes Benehmen an den Tag legt und selbst ohne jede Absicht, eine Parteibank zu sanieren, »Da habts mein letztes Kranll« ~~(A)~~ ausruft. Es soll ja öfter vorgekommen sein, daß Polizisten nicht wenig entsetzt waren, als sie den österreichischen Finanzminister erkannten. Wenn aber nun das Vorgehen des schwedischen Kollegen wirklich ein Akt ethischer Besinnung war und als ein Beispiel von Salonwagenreue in die sozialdemokratische Fibel Eingang finden mag, so stimmt doch die Rechnung nicht ganz, mit der der Historiograph den ehrlichen Handel abschließt. Denn daß der Minister Thorsson »nicht nur auf den Salonwagen verzichtet, sondern« sich seine privaten Reisen selber bezahlt hat, ist ja einfach nicht wahr. Wenigstens nicht nach der Stilisierung der Geschichte, aus der man doch entnehmen muß, daß er die Agitationsreise im Salonwagen unternommen hat. War dies nicht der Fall, und sollte nur gesagt sein, daß er trotz seinem Anspruch auf den Salonwagen Freifahrten im gewöhnlichen Waggon unternommen hatte, so klingt das Lied vom braven Mann zwar hoch, aber falsch und es bliebe noch immer die Frage übrig, warum er die Eisenbahnfahrscheine nicht vor Antritt der Reise gelöst hat, wenn er doch entschlossen war, sich diese selber zu bezahlen. Wie immer dem nun sein mag, so ist die Vorrückung des schwedischen Beispiels an österreichische Verhältnisse keineswegs unbedenklich. Erstens, weil sie die Neugierde reizt, in wie vielen Fällen bei uns — wo ja tatsächlich christlichsoziale Finanzminister der Verwirschaftung staatlicher Gelder überwiesen sind — sozialdemokratische Würdenträger dabei betreten wurden, wie sie nach Absolvierung von Agitationsreisen Fahrkarten nach allen Welt-richtungen gekauft und zerrissen haben. Zweitens aber, weil das Vorbild Schwedens auf eine weit anschaulichere Art erst

H Orel

(A)

n=B

kürzlich unserem politischen Jammer nahegerückt wurde. Daß der brave Thorsson Fahrkarten zerrissen hat, wäre, wenn's wahr ist, nicht der Rede wert, neben der Wahrscheinlichkeit, daß er einer jener schwedischen Arbeiterführer war, die mit einem Ruck das Land von einer Rattenplage befreit haben und weder durch Agitationsreisen und andere Sorgen noch durch die Furcht vor einem Erpresser ab- oder aufgehalten werden konnten, die wichtigste moralische Pflicht zu erfüllen. Glückliches Land!

La vérité est en marche

2
— Man zeige uns das Zeitungsblatt, in dem sie, bevor wir ihn gefällt, auch nur ein einzigesmal den Namen Bekessy genannt hätten! — —

— Es handelt sich um jene Schändlichkeit des Bekessy-Blattes, die damals so viel Empörung hervorgerufen hat, daß der Fall des Bekessy, der schon begonnen hatte, unwiderruflich besiegelt war — —

— Diese 'Leumundsnote' hat nun in dem berühmten Kampfe, den Karl Kraus gegen Bekessy und seine Leute geführt hat, eine Rolle gespielt — —

Ein Dementi

In der folgenden entschiedenen Weise verteidigen die 'Wiener Stimmen' unter dem Titel »Die Märchen über Dr. Ahrer« diesen gegen den Vorwurf der Bestechung:

Wie die Korr. Herwei von einer Persönlichkeit, die früher mit Dr. Ahrer sehr viel zu verkehren hatte, erfährt, gehört ein großer Teil der Geschichten, die jetzt über den ehemaligen österreichischen Finanzminister erzählt werden, in das Reich der Phantasie. Wenn z. B. erzählt wird, Dr. Ahrer habe für die durch ihn durchgeführten Aktionen von interessierten Finanzleuten 500.000 Dollar erhalten, so mag dies bei vielen einen starken Eindruck hervorrufen, doch muß diese Meldung noch lange nicht wahr sein. Wer die Finanzleute kenne, von denen Dr. Ahrer angeblich diese 500.000 Dollar erhalten haben soll, werde zugeben, daß die angegebene Summe in das Reich der Phantasie gehört.

14
Der im Stolzer-Prozeß verbreitete Journalistenwitz, Herr Bekessy habe berichtet, es sei unwahr, daß er von Castiglioni eine Milliarde bekommen habe: »wahr ist vielmehr«, hat hier offenbar die im

§ 23 nicht vorgesehene Version gefunden: Wahr ist viel weniger. Wenn Herr Ahrer auf Kuba nebst dem von ihm bewahrten Heimatgefühl noch ein Ohr für Wiener Stimmen hat, so sollte er gegen die Entschiedenheit, mit der das Parteiblatt sich seiner annimmt, etwas unternehmen.

1P

Nur keine einseitige Information!

Es genügt nicht, daß man ein Blatt liest; um die Wahrheit zu erfahren, muß man zwei lesen. Zum Beispiel die ‚Wiener Allgemeine Zeitung‘:

Die Korrespondenz Herzog meldet:

... Nach den letzten hieher gelangten Nachrichten scheint es jedoch, daß . . . selbst für den Fall, als ihn (Dr. Ahrer) die telegraphische Aufforderung des Bundeskanzleramtes, sich dem Postsparkassenausschuß zur Einvernahme zu stellen, erreichen sollte, er es aus triftigen Gründen vorziehen wird, nicht mehr nach Europa zurückzukehren.

Und die ‚Wiener Stimmen‘:

Aus parlamentarischen Kreisen erfährt die Korrespondenz Herzog:

... Es ist wahrscheinlich, daß Dr. Ahrer, wenn ihn die Aufforderung des Bundeskanzleramtes erreicht, sich dem Ausschusse zu stellen, nach Europa zurückkehren wird.

Wenn man nun beide Versionen erwägt und sich der Vermutung hingibt, daß die Wahrheit wie immer auch hier in der Mitte liegt, so wird man schließlich der Ansicht zuneigen, daß die Korrespondenz Herzog insofern recht behalten dürfte, als er bei aller Wahrscheinlichkeit, daß er nach Europa zurückkehren wird, aus triftigen Gründen vorziehen wird, nicht mehr nach Europa zurückzukehren.

Schwierigkeiten in Newyork

Von verlässlicher Seite wird uns aus Newyork mitgeteilt, daß Dr. Ahrer sich am 25. November noch in Newyork befand. Er wurde, als er im September dort eintraf, da er der englischen Sprache nicht mächtig ist, von einem Beamten des österreichischen Generalkonsulats in einem Hotel untergebracht. Zu verschiedenen hervorragenden Persönlichkeiten, mit denen er verkehrte, äußerte er sich dahin, daß sein Aufenthalt in Newyork dem Zweck diene, amerikanische Anleihen für die österreichische

14
Privatindustrie zu negoziieren. In verschiedenen amerikanischen Kreisen wunderte man sich darüber, daß zu einer solchen Aufgabe ein des Englischen unkundiger Funktionär entsendet worden sei. Dr. Ahrer äußerte sich später sehr kleinmütig über die Möglichkeit, derartige Anleihen wirklich zustande zu bringen. Aus seinem Gespräche ging hervor, daß er vor seiner Abreise mit führenden Mitgliedern der christlichsozialen Partei und staatlichen Funktionären in regem Verkehr gestanden habe.

Auf der Durchreise, heißt es oder, wie man in Paris sagt, einem on dit zufolge, auch mit Herrn Bekessy. Was das Englische betrifft, so scheint anfänglich alles vorgekehrt gewesen zu sein, ein Beamter des österreichischen Generalkonsulats brachte ihn in einem Hotel unter, da er der englischen Sprache nicht mächtig ist, dann jedoch überließ er ihn der Pein. Ja, wenn Herr Ahrer im Hotel geblieben wäre! Aber er ging aus, um amerikanische Anleihen für die österreichische Privatindustrie zu negoziieren, und da war's um ihn geschehen. Echt österreichische Art der Fremdenfürsorge. Man könnte sich doch eher vorstellen, daß einer, der der englischen Sprache nicht mächtig ist, in Newyork zur Not ein Hotel findet — dös finden S' von selbst —, wo der Portier wahrscheinlich sogar deutsch spricht. Wichtiger wäre es gewesen, wenn der Beamte des Generalkonsulats Herrn Ahrer nachher auf die Straße begleitet hätte. In welcher Sprache hat er sich zu den verschiedenen hervorragenden Persönlichkeiten über den Zweck geäußert, dem sein Aufenthalt in Newyork diene? In amerikanischen Kreisen wunderte man sich, und zwar sowohl darüber, daß ein des Englischen unkundiger Funktionär, wie daß ein ehemaliger österreichischer Finanzminister zu einer solchen Aufgabe entsendet worden sei. Herr Kollmann hätte uns in ähnlicher Situation die Blamage erspart. Er spricht freilich auch nicht fließend Englisch, aber wenn er in einem Hotel untergebracht worden wäre und es dann in der festen Absicht verlassen hätte, amerikanische Anleihen zu negoziieren, so wäre er, um sich die Sache gründlich durch den Kopf gehen zu lassen, in sich eingekehrt, etwa beim roten Rössl in der fifth avenue, ein Konstabler hätte ihm gesagt: Dös finden S' von selbst, er wäre nie mehr zum Vorschein gekommen, und in amerikanischen Kreisen hätte sich niemand gewundert.

14
14
14

Aviso für Raucher!

Die Faktoren, die um die Hebung des Fremdenverkehrs bemüht sind, mögen sich von den Persönlichkeiten, die wir an das Ausland verlieren, eine gewisse propagandistische Wirkung versprechen. Doch vergebens würden sie hoffen, daß sich ein Pariser Erpresser bei uns niederlassen werde, und vollends ist es undenkbar, daß ein kubanischer Finanzminister Sachen macht, die ihn zu einer Studienreise nach Österreich zwingen. Wenn aber in diesem Punkt schon nichts für den Fremdenverkehr herauschaut, so dürfte doch das kriminalistische Interesse nicht zögern, die Reiseroute des Herrn Ahrer von dem Punkt an zu verfolgen, wo sie die des Herrn Bekessy berührt, als dessen Tischfreund ja jener schon als aktiver Finanzminister eine bemerkenswerte Erscheinung war. Daß er vor seiner Ausreise in eine berühmte Tabakgegend Herrn Bekessy in Paris eine Abschiedsvisite gemacht hat, ist in Kreisen, die das Privatleben des Gründers der 'Stunde' mit einer gewissen Neugier verfolgen, nicht verborgen geblieben. Herr Bekessy hat in der letzten Zeit Operationen durchgemacht, die nicht finanzieller Natur und auch keine Umschreibung für strafrechtliche Prozeduren waren, wiewohl der Operateur gleichfalls Schwartz hieß. In den Wochen einer Rekonvaleszenz, die immerhin den Aufschub eines unerläßlichen Eingriffs rechtfertigen mochte, drangen Gerüchte nach Wien, wie erstarkt sich der Patient auch in sozialer Beziehung bereits wieder fühle, und diese Gerüchte, die desgleichen von Rückkehrplänen sprachen, wurden durch den Umstand bestätigt, daß der Übermütige sich tatsächlich zu einem Gesuch um »freies Geleite« hinreißen ließ^{*)}. Ich glaube ja, daß er, wenn's ihm bewilligt wäre, keinen Gebrauch davon machen würde, schon wegen der »Blinddarmentzündung«, aber nicht wegen der überstandenen, die wohl kein Betrug war, sondern wegen derjenigen, als die ich ahnungsvoll in meinem medizinischen Wörterbuch den Betrug bezeichnet habe. Denn neben dem schwereren chronischen Leiden der Erpressung steht ja neuestens auch eine akute falsche Zeugenaussage in Behandlung. Aber wie dem immer sei, und ob man nun dem Herrn Bekessy erlauben wird, uns zu besuchen, oder ob man es vorziehen wird, ihn dazu zu zwingen,

^{*)} Welches inzwischen abgewiesen wurde.

interessanter noch ist die Frage, mit welchen Persönlichkeiten des österreichischen Staats- und Wirtschaftslebens er in Paris Fühlung genommen hat oder von Paris aus in Verbindung steht. Den Zeugen Castiglioni, der die Kollusion in Form eines Gastmahls betätigt haben soll, darüber zu befragen, wird die österreichische Justiz wohl selbst dann nicht Gelegenheit bekommen, wenn Gerhart Hauptmann sich entschließen sollte, seinen siebenzigsten Geburtstag in Wien zu feiern. Aber vielleicht fühlt sich der ehemalige Minister Mataja bewogen, das hiemit als unglaublich bezeichnete Gerücht noch ausdrücklich zu dementieren, daß er Herrn Bekessy vor dessen erster Operation ermuntert habe, nach Wien zu kommen, indem er ihm den Vorrang der Wiener medizinischen Schule vor der Pariser zu bedenken gab, nicht ohne unsere juristischen Kapazitäten zu unterschätzen. Am dringendsten jedoch wäre eine Aufklärung, die zu erhalten freilich die geringste Aussicht besteht. Sie betrifft also den Herrn Ahrer, der, wie erzählt werden konnte, bei seinem Abschiedsbesuch in dankbarer Erinnerung an frohere Wiener Tage dem Herrn Bekessy ein artiges Cadeau zurückließ, nämlich ein Schatzkästlein des Wissens, etwas wie eine Tabatiere, aber keine von der Art, wie sie jener schon von Herrn Bosel bekommen hat, mit der Inschrift »Dem Meister des Stils« (offenbar nachdem er etwas weise verschwiegen hatte), nein, ein Angebinde, jenem Ring verwandt, der die geheime Kraft hatte, den Besitzer vor Gott und Menschen angenehm zu machen. Um aber von den Metaphern, die mehr das Talent der ‚Stunde‘ sind, abzukommen: was Herr Ahrer da seinem Liebling vermachte, soll nichts Geringeres gewesen sein als ein Wissen um die letzten Dinge der Tabakregie, freilich nicht soweit sie mit Havanna, sondern nur soweit sie mit dem Balkan verknüpft sind. Je wertvoller nun dieses Wissen ist, umso weniger läßt sich darüber wissen, aber schon Vermutungen reichen hin, um auf solchem Terrain einigermaßen sicher zu gehen und bei Zeiten gewarnt zu sein. Ich habe bereits in der »Stunde des Gerichts« auf etwaige Möglichkeiten hingewiesen, kriminalistische Sachverhalte in einem Tabaksqualm unkenntlich zu machen, und wiederholt von jener äußersten Gefahr gesprochen, daß ein Erpresser sich schließlich die Freiheit erpressen könnte und daß Erpressungen ungesühnt blieben, weil die letzte, größte, die am Staat selbst,

Sup

Druckbeginn 1/284 358

— 17 —

von Erfolg begleitet wäre. Allein auch wenn die österreichische Justiz nicht am Ende doch immer wieder bewiese, daß sie besser ist als das korrupte Gemeinwesen, dessen Einflüsse sie umschleichen; auch wenn Herr Bekessy wirklich wähnen dürfte, daß ein Anbot aus seiner Tabatiere mit Dank akzeptiert würde — so wäre ja doch eine günstige Erledigung seines Falles nur denkbar, wenn ich, ein starker Raucher, an Nikotinvergiftung zugrundegehe. Was immer sonst geschehen oder nicht geschehen möge — man wird den Tabak riechen! Ich selbst bin widerstandsfähig, lasse mir keinen Dampf vormachen und werde nicht dulden, daß im Gerichtssaal das Rauchverbot übertreten wird.

Aus Neandertälern

Wenn um Silvester herum der telegraphische Verkehr Stockungen erleidet, so geschieht es aus dem begreiflichen Grunde, weil die Telegraphisten vollauf damit beschäftigt sind, einander Neujahrswünsche zuzusenden. Das wäre als ein Zeichen der Verbrüderung der Nationen in Zeiten, wo sie nicht verpflichtet sind, einander zu vergasen, durchaus billigenwert, wenn die Beamten sich nicht seit Erfindung der Telegraphie darauf verlegt hätten, dieses Verkehrsmittel durch ebenso langwierige wie schlechte Verse zu einem Verkehrshindernis, ja zu einer Plage der Menschheit auszugestalten. Denn wenn man es schon hingehen ließe, daß die Herren in der Sylvesternacht den Ulk auf-führen, den man in Schlaraffenkreisen und sonst unter ernstern Leuten, die mal ausgelassen sind, »den Pegasus besteigen« nennt, so ist es doch zu arg, daß der Zeitvertreib noch Bericht-erstatte findet. Da wird zwischen

Graz, Klagenfurt, Innsbruck, Eisenstadt, Budapest, Prag, Preßburg, Krakau, Lemberg, Berlin, München, Dresden, Danzig, Frankfurt, Emden, Paris, Rom, Mailand, Venedig, Bukarest u. s. w.

hin und her geglückwünscht und wenige der sich da ergebenden Möglichkeiten bleiben den Zeitungslesern erspart. Während sich aber das reserviertere Ausland zumeist mit Prosa begnügt, können die Telegraphisten der Mittelmächte und zumal jene der einst im Reichsrat vertretenen Königreiche und Länder dem alten Hang nach Katarrhzeltelversen nicht entsagen. Es ist gewiß trostlos — und ich werde schon noch dahinterkommen, wer der Rädels-führer ist —, wenn Wien drahtet:

Wieder lügt ein junges Jahr
Wie der Sonnenschein so klar — —

aber weit verdrießlicher ist doch noch, wenn Innsbruck sich bemerkbar macht mit der Konstatierung:

Verflossen ist das alte Jahr,
Gar schmerzlich es für manche war — —

Wohl versprechen sie, daß/wenn die Neuregulierung kommt /,
Und haben soviel wir zum anständig Leben,
So sind wir die ersten, die Ruhe geben
aber zum nächsten Neujahr gehts ja doch wieder los. Fein hat
sich auch München aufgeführt. Da werden die Elemente von
Salzburg und Preußen wie folgt vereinigt:

Das alte Jahr ist endlich um,
Mir san deshalb net traurig d'rum

Doch treu und fest als wie ein Mann
Geh'n an uns're Pflicht wir 'ran.

Ganz vernünftig, wie es dem Deutschen ziemt, ist jedoch der
Entschluß, den sie gefaßt haben:

So wollen wir das Jahr beginnen,
Nachdem das alte wich von hinnen u. s. w.

Saarbrücken hat sich mit kunstvollerer Dichtung eingestellt, wo
sich der Westen auf schöne Gesten reimt, ein Abgrund, der so
viel verschlungen, auf jene, die unter Caudiums Joch gezwungen.
Leider mußte es aber dem gebildeten Telegraphisten widerfahren,
daß ein wichtiger Reim in Wien nicht eingetroffen ist:

Kann man, trotzdem noch Kriegsdrommeten,
Erinnern sich, daß vor 2000 Jahren
Franken und Alemannen Brüder waren,
Die blutig sich seither zerfleischen?

Es soll natürlich nicht »töten« heißen, vielmehr fehlt offenbar
oben, daß die Kriegsdrommeten »kreischen«. Darf man sich,
wenn ein so wichtiger Text verstümmelt ankommt, wundern,
wie erst die Privattelegramme aussehen? Bei den Glückwünschen
der österreichischen Ämter kann der Text zum Glück keinen
wesentlichen Schaden erleiden; wie immer sie ankommen, man
agnosziert sie, gleich den Figuren an der Albrechtsrampe, die
als die frappanten Verkörperungen des Inn, der Enns, der Raab,
der Drau, der Sau jede mit ihrer Individualität zu uns sprechen.
Besonders traulich klingt, was die Mur uns zurauscht:

Graz.

Dos olte Johr is endlich um,
Es braucht euch grad net lad sein d'rum,
Denn oll dos G'schra, wos 's do hot geb'n,
Es fangt an schier g'rod an zu heb'n.

Wenn man auf olles dos tuat denk'n
Grod justament zur Johreswend'n,
So wull ma hoff'n grad fürwohr,
Daß 's anders kumt im neuch'n Joahr,
Daß ma mehr Orbeit donn wird seh'n
Und 's G'schra sich auch wird endlich leg'n.
Ein Prosit nun zum neuen Jahr
Wir Steirer bringen allen dar.

Bitte, muß man sich das gefallen lassen? Die Neue Freie Presse hat es sich nicht versagen können, die Hoffnung, daß das G'schra sich endlich leg'n wird, ernsthaft zustimmend in Sperrdruck zu setzen. Die Steirer habens nötig, grad justament zur Johreswend'n an dieses G'schra zu erinnern. Aber daß sie vollends so unbefangen sind, es mit solchen Versen zu tun, ist erstaunlich. Wäre es nicht genug an dem Umstand, daß der humanitäre Geselligkeitsverein der Salzkammergutler ein »Glöcklerlaufen« auf dem Heldenplatz veranstaltet hat? Man denke nur, auf dem Höhepunkt der Zivilisation, in einer Zeit, in der sich auf dem benachbarten Michaelerplatz eine Verkehrsregelung entfaltet, die schier an die Richtlinien des Potsdamerplatzes hinanreicht, sind — als lebten wir noch unter der Regierung Ramek — Männer, mit weißen Hemden und Hosen angetan, um die Hüften eine Ledergurte mit schweren Viehlocken, auf dem Haupt phantastischen Putz tragend, immer einer hinter dem andern über den Platz gelaufen, weithin hallten die Glocken, die Kapelle des Infanterieregimentes Nr. 4, die vom k. u. k., spielte heitere Weisen, denn es waren die Frühlingsgeister, die den Winter vertrieben, und pünktlich zog ein echtes Salzburger Sauwetter ein. Bemerkenswert ist, wie sich bei uns von Zeit zu Zeit, während sie in Berlin Kokolores mit Shakespeare machen, die Sehnsucht nach den alten Bräuchen, die man ehren soll, Bahn bricht. Dieweil sich die Salzkammergutler auf dem Heldenplatz gütlich taten, soll es auch beim Ringelspiel auf dem Michaelerplatz hoch hergegangen sein, welches die Polizei zum Zeitvertreib der Chauffeure in einer verkehrsarmen Gegend ~~errichtet~~ hat. Das Gerücht, daß der Präsident unseres Bundes, um der Bevölkerung bezüglich der Milchproduktion mit gutem Beispiel voranzugehen, sich entschlossen habe, auf dem Ballplatz eigenhändig eine Kuh zu melken, und daß Hans Müller der Vorstellung bis zum Schluß beiwohnen werde, scheint sich nicht zu bewahr-

1 mm

(siehe unten!)

→ siehe unten

heiten. Offenbar war auch die Prophezeiung, die nach dem Umsturz ausgegeben wurde, daß hier zwischen den Schienen der Elektrischen Gras wachsen werde, unrichtig, und zwar schon aus dem Grunde, weil hier bestimmt kein Gras wächst. Aber allzu stark sollte man das Kulturleben, von den Theatern abgesehen, nicht von der Provinz überfluten lassen. Die Frische, mit der sich ihr Ton im großstädtischen Treiben bemerkbar macht, ist umso entmutigender, als man doch weiß, wie unsere reinen politischen Sitten durch die ländliche Korruption verdorben wurden. Die Meldungen aus Graz reihen ein unverhülltes Kulturbild an das andere. In einer Gerichtsverhandlung sprach der Vorsitzende über einen völlig troglodytischen Keuschlerssohn (der seine schwangere Geliebte ermordet hatte, um sich Entbindungskosten und Alimente zu ersparen) die Worte:

Der Angeklagte ist gewiß geistig und moralisch nicht hochwertig, aber seine Intelligenz steht nicht weit unter dem allgemeinen Niveau seiner Heimat.

Und diese hat sicherlich noch unverbrauchte Reserven für das politische und geistige Leben Österreichs.

Glossen

Wiens größte Geisteserscheinung

hat nunmehr ihre bedeutsamen Familienangelegenheiten, als »Intermezzo« musikalisch illustriert, auch den Wiener Opernbesuchern dargeboten. Herr Korngold hält sich mit Recht über die Sensation der Platitude auf und zitiert da unter anderen ehelichen Mißtönen und Stoßseufzern eines Simandls, die zu einer Schlüsseloper — mit Bewilligung der Schließerin — vereinigt wurden:

Einen Sommer habe sie so viele Köchinnen gehabt, wie Doktoren waren, er glaube fünfzehn Stück. So gibt ein Wort das andere.

Aber das eine, das in der Tat genau zitiert sein soll, ist in jeder Hinsicht trostlos. Zunächst versteht man nicht einmal den äußern Sinn. Hat man dann erraten, daß Herr Strauß sagen wollte: »wie Doktoren (nämlich Ärzte) da waren« oder »ins Haus kamen«, so staunt man erst über die Geistigkeit des Vergleiches. Da das Typische der zänkischen Hausfrau doch der Köchinnenwechsel und nicht der Arztwechsel ist, so würde man die Beschwerde des Gatten eher so gefaßt wünschen: Einen Sommer habe sie so viele Doktoren gehabt wie Köchinnen. »Fünfzehn Stück« ist eine Feinheit für sich. Aber auf diesem Niveau des Herzens und des Geistes scheint freilich der ganze Bekenntnisquark des Herrn Strauß-Storch zu stehn. Nun male man sich das gesellschaftliche Getue zu dieser Angelegenheit aus. Die Neue Freie Presse, deren Kritiker immerhin noch den Mut hat, seinem Erstaunen vor solchem Tiefpunkt der Musikproduktion Ausdruck zu geben, fühlt sich im lokalen Teil in ihre schmecketigsten Zeiten zurückversetzt:

... Diademe funkeln, die ringgeschmückten Hände der Damen spielen mit kostbaren Fächern. Die Herren sind in Frack oder Smoking. Die Logen, zierlichen Schwalbennestern ähnlich, zeigen eine Überfüllung, wie man sie sonst nur auf der Straßenbahn beobachten kann. Die Logenschließer dulden es nachsichtig, daß diesmal der Fassungsraum der Logen bis zur äußersten Möglichkeit ausgenützt wird. Man zeigt einander

(als Gesamt, Nr. 22)
 (als Gesamt, Nr. 22)
 offizielle Persönlichkeiten, bekannte Figuren des Gesellschaftslebens.
 Schriftsteller, Künstler, Diplomaten . . . Hainisch . . . Seipel . .
 Seitz . . .

Gewiß, mit Fingern sollten alle, die dabei waren, auf einander zeigen und namentlich auf den zuletztgenannten ~~Herrn~~ der eine so revolutionäre Angelegenheit wie diese musikalische Simandelei nicht versäumen zu dürfen glaubt und sich überhaupt zu einem Repräsentierer entwickelt, wie ihn Wien auch in der üppigsten Epoche seines Adabeseins nicht gehabt hat. 13 H,

Polonaise und Prozession

. . . . Dichte Spaliere von Neugierigen flankieren die Auf-
 fahrt einer endlosen Polonaise von Automobilen. Dann ent-
 faltet sich auf der herrlichen Treppe, deren edle architektonische
 Gliederung von den zahlreichen Ausländern bewundert wird, die
 prunkvolle Prozession der Damen und Herren, die sich in ihre
 Logen begeben

Die Auffahrt einer Polonaise ist sicherlich ein schönes Schauspiel,
 umso bunter, als sie sich dann zur Prozession entfaltet. Es ist
 aber doch erfreulich, daß es nach so langer Zeit wieder Persön-
 lichkeiten gibt, die sich begeben, und Spaliere, zwischen denen
 sich solches vollzieht. Nach der Glosse des bitteren Zeitsatirikers,
 der in der gleichen Nummer der Neuen Freien Presse das Wort
 hat, wollte man ja schon alle Hoffnung aufgeben. Das schöne
 Vorhaben, eine Opernredoute mitten in diesem Wiener Elend zu
 Eintrittspreisen von vierzig bis neunhundert Schilling abzuhalten,
 ist mangels jeglichen Verlangens durch eine Absage erledigt
 worden, und da bemerkte denn der Spötter:

Es ist vielleicht nicht das unerfreulichste Zeichen der Zeit, daß bei
 uns der Prozeß der Demokratisierung raschere Fortschritte gemacht hat
 als anderswo, daß man für falsche Habsburgerprinzen in Österreich
 blutwenig übrig hätte, und daß man auf das Schreiten und was
 dazu gehört, so leichten Herzens verzichtet. Vielleicht gibt
 es noch Leute unter uns, die sich die urwienerische Freude am Spalier-
 stehen nicht abgewöhnt haben. Aber zum Spalier gehört schließlich
 auch jemand, der durch dasselbe schreitet.

Nun, er scheint nach der schwelgerischen Schilderung in der gleichen
 Nummer just in der Operngegend noch vorhanden zu sein. Denn

in bilden.

Hyp bilden.

isc

wenn wir keine falschen Habsburgerprinzen haben, nehmen wir zur Not mit echten vorlieb und wo diese fehlen, auch mit Bankgaunern, die aus einer Polonaise aussteigen, um eine Prozession ~~mitzumachen~~. Man achte aber nicht nur auf das Blattgefühl, mit dem sich diese liberale Journalistik innerhalb einer Zeitungsziffer umzustellen weiß, sondern auch auf die Fixigkeit, mit der sie die von ihr geschaffenen Klischees preisgibt, zu einer Zeit, wo wir sogar unsern Ekel an ihnen schon vergessen haben. »Auf das Schreiten und was dazu gehört«, nämlich auf den elastischen Schritt, der geradezu die Beglaubigung all des Zeremonialgreuels ihrer Empfänge, Entrevuen und Concordiäbälle bedeutet hat, verzichtet sie »leichten Herzens«. Aber wengleich längst aller Tage letzte Nacht ist, so ist doch zum Glück noch nicht aller Faschinge Aschermittwoch, gleich nebenan kommen schon die, die sich immer begeben, und obwohl der Salvator keinen elastischen Schritt mehr hat, drei kaiserliche Räte werden immer wieder zu dritt erscheinen und — die Sonntagssatiriker sollen es nicht verschreien — irgendeinmal wird auch der Angelo Eisner wieder da sein.

Ensemblestörung

Die Neue Freie Presse, die es nötig hat, tadelt, daß man, nämlich der Burgtheaterdirektor Herterich

hl

von dem Platze aus, auf dem Laube und Dingelstedt, Alfred Berger und Max Burckhardt gesessen sind, mit der deutschen Sprache so rücksichtslos umgeht, als sei sie bloß eine hervorragende Schauspielerin.

Ganz abgesehen davon, daß das Beispiel des zuletzt Genannten nicht gerade zu besonderer Rücksicht auf die deutsche Sprache verpflichten müßte, war diejenige Note des Herrn Herterich, der der Tadel gilt, bei weitem nicht so sehr durch ihren Stil bedenklich als durch eine Theaterpolitik, die geheimnisvolle Andeutungen über das Vergehen einer Schauspielerin macht, um hinterdrein zu gestehen, dieses sei in »Fanatismus und hinterdrein Impuls« gelegen, also in Qualitäten, die freilich oft ensemblewidrig sind und bestimmt dem christlich-germanischen Schönheitsideal zuwider. Was nun den Stil des Herrn Herterich

betrifft, so wäre es allerdings außerordentlich dankenswert, wenn er den folgenden Satz seiner zweiten Note aufklären wollte, der ganz gleichlautend in allen Blättern gedruckt war, ohne daß auch nur ein einziges sich zu einer gordischen Entknotung entschlossen hätte. Er zitiert, was er der Frau Roland geschrieben hat, als er ihr vorwarf, wie er »ihre Art des völligen Aufgehens in der Probenarbeit« außerordentlich bewundere und mit Staunen eben jenen Fanatismus und hinreißenden Impuls gesehen habe, mit dem sie »sich in das dramatische Erlebnis stürzte«:

Das würde zu einer Auflösung der bei uns üblichen und auf die Nebeneinanderarbeit erster Kräfte gestellte Ensemblekunst eingestellten Ordnung führen, die ich nicht verantworten könnte.

Ich stürz' mich — so zwischen meinen Proben zu Offenbachs »Pariser Leben« — in den Strudel-Strudel hinein, kann aber mit dem dramatischen Erlebnis dieses Satzes nur so fertig werden, daß ich mir die gestellte Ensemblekunst und die eingestellte Ordnung zur Auswahl nebeneinandergestellt vorstelle, zur Nebeneinanderarbeit, und daß sie, weil kein Stilregisseur eingegriffen hat, ins Wortgemenge kamen. Es ist tragisch, daß gerade das Argument gegen einen schauspielerischen Störenfried solche Unordnung im Ensemble herbeiführen mußte. So ist Herr Herterich Roland in eigener Regie geworden.

Einer, der das alte Burgtheater gekannt hat

und Herrn Devrient für eine letzte Säule hält:

Neben Frau Rolands Modernität spricht Devrient die berühmte Erzählung von Hippolyths Ende, wie es tremolierende Sitte im alten Burgtheater gewesen sein mag — —

Der Herr Fontana hat eine Ahnung, was Sitte im alten Burgtheater war und wie Lewinsky diese Erzählung, die einzig durch ihn berühmte, gesprochen hat! Fällt der Jugend gar nicht, bei dem Wort zu tremolieren, mit dem sie schnell fertig ist; denn mit der schönen Unbefangenheit wäre doch alle Grundlage ihres Theaterwissens kaput.

Vain ^{3/4}

Wiff ein, bi

Atmosphäre

verlangt der Koofmich, in dessen Dienst die Kunst steht und der jetzt als »Regisseur« alle Arten von Unzucht bis zur Schändung von Gräbern, Denkmälern und Altären mit ihr treibt. Wenn die Luft auf eine Art verpestet ist, daß Europa sich die Nase zuhält, nennen sie es »Atmosphäre« und die erfinderischste Phantasie vermöchte nicht auszusinnen, was frechem Phantasiemangel, gerissener Talentlosigkeit und berechnender Blasphemie morgen einfallen wird, um Shakespeare zugkräftig zu machen und der Trottelidee der Zeitgemäßheit unterzuordnen. Alle Doktrin der Flachheit ist aufgeboten, um dem Geschäft der Roßtäuscher, das im Theatergebiet noch immer Chancen hat, so etwas wie eine Ideologie zu verschaffen und dort wo nichts als Defekt ist, poloniusartig den Effekt zu begründen. Ich habe den Versuch, Hamlet den Schieberbedürfnissen anzupassen, nicht mit eigenen Augen und Ohren erlebt. Aber nach den »Räubern«, deren Sinn etwa im Triumph des Schufferle gipfelte und in der Reserve eines Karl Moor, der weit entfernt davon war, unter ihnen fürchterliche Musterung zu halten, wünschte ich sehr lebhaft, daß sich die politische Reaktion Deutschlands zu einer im Gebiet der Theaterschande aufraffe. Denn bei dem tiefsten Abschied vor ihrer politischen Sinnesart und bei aller Verachtung für den positiven Kulturinhalt, den ~~ihre~~ Kreise behaupten oder ersehnen, muß man doch sagen, daß der Dreschflegel die einzige Remedur ist gegen eine Büberei, die zur Entschädigung für ihre Unfähigkeit, Kulturschätze hervorzubringen, die vorhandenen besudelt. Man mag über den künstlerischen Bestand der »Räuber« wie immer denken, die Frechheit, mit Verwendung staatlicher Geldmittel nationale Gefühlswerte zur Vogelscheuche zu machen, läßt nur ein Staunen zu, wie übermächtig sich diese Mafia von Literaturschwindlern und Theatermarkthelfern in der Region einer Hakenkreuzerei fühlt, die der Politik der Menschlichkeit gestrost Opfer abverlangen mag, wenn nur das schmutzigste Kulturgeschäft ungeschoren bleibt. Darum ist es durchaus zu begrüßen, daß ein Nationalismus, der in seinen eigenen Tendenzen nicht niedrig genug eingeschätzt werden kann, einmal nach dem Rechten sieht und eine Libertinage anpackt, die bei weitem das widerlichste Schauspiel dieser Gegenwart bedeutet. Denn das Unterfangen,

aus klassischen Werken das »Zeitdokumentarische« herauszuarbeiten, läßt doch als Zeitdokument höchstens die Erscheinung zurück, daß solche Frechheit daseinsmöglich ist. Aber nichts wäre ja in diesem Berliner Kunstbetrieb unmöglich, dem keine Teufelsmesse schwarz genug sein kann und der nachgerade die Form eines plebejischen Cäsarenwahns annimmt, welchem kein Betrug an einer betriebsverrückten Öffentlichkeit mißlingen kann. Was da täglich neu als der letzte Clou vor einer herz- und geistverlassenen Hörschaft ersteht, ist das als Konsul aufgemachte Pferd: eine arme Schindmähre mit eingepeitschtem »Tempo«. Und das was sie um sich verbreiten und worin überhaupt nichts, das noch organisch mit der Schöpfung verbunden ist, es auszuhalten vermöchte, nennen sie »Atmosphäre«. Zum Glück aber wird doch noch hin und wieder der Nebel dieser Absurditäten zerrissen durch ein klares Faktum. In dem Wortgemenge von Tobsucht und Talentlosigkeit, das die Spalten so eines »Tageblatts« erfüllt, steht es da, auf der ganzen Welt einzig in dieser Region möglich, in der eigensten Handschrift dieser Kultur, deutsch, berlinerisch, in der ganzen Breite der Seite, im wildesten Betrieb nicht zu übersehen, wie eine Rettungsinsel auf dem Potsdamerplatz:

Die richtige Atmosphäre

zur gegenseitigen Verständigung kann nicht entstehen, wenn jemand mit üblem Mundgeruch behaftet ist.

Eine kräftige Mundspülung mit

ODOL

verbürgt frisch-duftenden Atem

Ein Treppenwitz

(Jeßner dementiert) Anlässlich der scharfen Kritik, die Leopold Jeßners Hamlet-Inszenierung im Berliner Schauspielhaus als Parodie des Wilhelminischen Hofes erfahren hat, entgegnet Jeßner in der Voss. Ztg.: Eine Parallele zwischen dem König Claudius und dem letzten preußischen König ist selbstverständlich niemals beabsichtigt worden. Auch nur die Möglichkeit einer

solchen Auffassung ist weder dem Regisseur noch einem seiner Mitarbeiter jemals in den Sinn gekommen. Wenn wirklich eine derart entwürdigende Taktlosigkeit beabsichtigt worden wäre, so hätte sie logischerweise schon von der ersten Szene an in die Erscheinung treten müssen. Daß dies nicht geschah, beweist, daß es sich hier nicht um die porträthafte Darstellung eines angeborenen körperlichen Leidens handeln konnte. Zum Ausdruck kommen sollte vielmehr der durch das »Schauspiel« herbeigeführte körperliche Verfall als Folge eines seelischen Zusammenbruches. Nichts in meiner Vergangenheit berechtigt dazu: mir einen so schmähhchen Verstoß gegen das natürlichste Taktgefühl zuzumuten.

Oder, sagen wir, zuzutrauen. Aber höher geht's auf der Treppe schon nicht mehr. Es handelt sich also nicht um einen angeborenen, nur um einen erworbenen Körperfehler. Der seelische Zusammenbruch des Königs Claudius äußert sich in plötzlicher Armverkürzung. Doch nehmen wir an, daß dieses Gebreite ihm bis zur Schauspielszene wirklich nicht angehaftet hat — nicht bloß nicht bemerkt wurde —: warum hat dann der expressionistische Regieschwindel, der den seelischen Zusammenbruch in physischer Veränderung darstellt, just zum Ausdrucksmittel des verkürzten Arms gegriffen? Als ob die entwürdigende Taktlosigkeit darin bestünde, daß der Geburtsfehler, und nicht darin, daß das Gebreite ~~sinnfällig gemacht~~ wird. Daß auf der Szene des neuzeitlichen Regieunfugs wie mit den Gliedmaßen der Dichtung auch mit denen der Figuren verfahren werden kann, das ~~mag~~ man schon glauben, und was jeder Betrachter jener schandvollen Hamletfratze gesehen hat, kann von keiner Verwahrung des Herrn Jeßner bestritten, höchstens von Furcht oder Reue aus der Welt geschafft werden. Herr Jeßner versuche es, mit der Erklärung hervorzutreten, daß der seelische Zusammenbruch in der Schauspielszene heute noch auf dieselbe Art körperlichen Verfalles dargestellt wird wie in der Erstaufführung. Aber was bedeutet derlei »Symptom« gegen den Zusammenbruch des deutschen Theaterwesens! Der ehemalige Hausherr des preußischen Staatstheaters, den man gezwungen ist in gemeinsamen Schutz mit Shakespeare zu nehmen, hat die deutsche Welt nicht so zugrunde regiert, wie Herr Jeßner und seinesgleichen die deutsche Bühne.

"
/ a
M
Wortpaar?

Hand

Nachzügler

„Fränkischer Kurier“:

Im Zeichen des Krebses:
 Frei nach Goethe
 In allen Betrieben ist Ruh' —
 Nur beim Vergnügen spürest du
 Keine Not. —
 Von Sparsamkeit gar kein Gedanke
 Aber zu Hause im Schranke —
 Leider kein Brot!

„Hannoverscher Anzeiger“:

Stoßseufzer einer Konzertdirektion:

In allen Sälen ist Ruh'.
 In allen Häusern spürst du
 Radiogebrauch.
 Warte nur, balde schließe ich auch.

Kulturvolk überanand!

Barockhendl

Wie gut mir diese Wortbildung gelungen ist, bekräftigt jetzt Herr Hermann Bahr in einem seiner Tagebücher:

... Wann beginnt eigentlich das Backhendlwien und wann endet es? Seine schönste Blüte war vielleicht der Wiener Kongreß. Das Backhendl ist ja das Symbol einer Lebensform, in der eine schon lockere, schon zergehende Kraft sich noch einmal aufzuraffen versucht. Indem Habsburg sich aufgibt — —

Auf der ganzen Welt dürfte es ja an den Grundlagen für diese Gastromanie fehlen, die sich schon zur Gastromantik steigert, um aus einem gebackenen Hühnchen eine Lebensform zu erschließen. Aber die ganze Welt entbehrt eben überhaupt der Kultur, welche ohne die sie deutenden Schmöcke ja auch nicht bestehen oder gewesen sein könnte. Ich erwartete nun sehnsüchtig das Wörtlein »Barock«. Hat ihn schon:

Statt, wo die Überlieferung abgerissen war, beim Barock, wieder anzuknüpfen, importiert man Bildung und wundert sich dann, wenn sie improvisiert wirkt.

Ich hatte also den Nagel auf den Kopf getroffen und das Barockhendl abgeschossen.

Jobs

Der Vogel

Sind wir wirklich noch nicht reif für die Zensurfreiheit, stehen wir auch nur Gewehr bei Fuß zu den Rechten, die eine ehrliche Demokratie uns verlieh? Der Witz ist ein loser Vogel, der nicht nur hoch in den Lüften trällert, sondern auch manchmal etwas Übelriechendes fallen läßt. Beides darf man ihm nicht übelnehmen, sonst schweigt er von vorn und von rückwärts.

Fahrender Schüler und sitzender Meister

lem
Er (Chamberlain) war sicher ein sehr interessanter Mensch mit feurigem Temperament, voll Hingabe an neue Ideen, mit unbändigem Erkenntnisdrang; er kam nur nie zu sich selbst, er stand seinen eigenen Dämonen zu fern, er beurteilte sich schief; er war ein fahrender Schüler und wollte ein sitzender Meister sein.

Die Ratten

Daß das Rattenmännchen wie das Rattenweibchen hungrig ist und sich die Arbeitslosenunterstützung in den Kellergewölben und Speisen der Menschen in Naturalien einkassieren, das darf man ihnen in einer Stadt, wo es so viele Mitesser gibt, nicht als besonderes Verbrechen ankreiden. Ich bitt' Euch, liebe Mitbürger, wo alles rannet und rattet . . .

Das Pfund Fleisch

Die Unionbank ist seit gestern kein Altjungferlein; ihre Verbindung mit der Bodenkreditanstalt ist eine beschlossene Sache. Das Aufgebot ist bereits gedruckt und die Hochzeit wird unmittelbar darauf stattfinden. Die Bodenkreditanstalt hatte mit ihrer stillen, heimlichen Werbung um die Unionbank mehr Glück als zwei deutsche Bankkonzerne mit ihren lauten Bemühungen. Graziano tritt in Shakespeares »Kaufmann von Venedig« auch erst aus der Dunkelheit hervor, als die Freier um Porzias Hand, die beiden exotischen Prinzen, vergeblich ihre Sprüchlein aufgesagt haben. Und Porzia siegt späterhin über Shylock; ein Pfund Fleisch mußte aus einem lebendigen Organismus nicht herausgeschnitten werden. Das natürliche Recht der Unionbank auf organisches Wachstum ist unangetastet geblieben. Vermutlich verliert auch nicht der Staat bei dem neuen Arrangement ein Pfund Fleisch . . .

Die Orangenschale

In allen Staaten findet man Affichen: Werft keine Orangenschalen weg! Der Fuß stolpert leicht über die dicke Haut des süßen Obstes. Aber wie schwer ist es ihm erst, über die vollgefüllten Körbe, in denen die Kinder des Südens dicht

aneinandergepreßt ruhen, hinwegzusteigen! Keine Warnungstafel ruft da: »Österreicher, Du strauchelst über Deinen Verbrauch!« An den Früchten kann man jeden erkennen, den Menschen, wie den Staat, vor allem an den Früchten, die er zuviel einführt . . .

12

Lustig und traurig

Karoline Kudisch ist eine Entartungserscheinung; der Normalfall ist die Massenflucht aus dem Leben. Es ist fast ein Symbol, daß die Ermordete Lustig hieß. Lustig mußte unfreiwillig sterben, traurig stirbt freiwillig . . .

Zwei verummte Gesellen und ein Schoßhündchen

Die irdische Gerechtigkeit hat sich einmal verspätet, sie hat zu lang in einer Laube verweilt, in der ihr verummte Gesellen zwei Programme in die Tasche steckten, das eine in roten, das andere in schwarzen Lettern. Plötzlich fängt das Schoßhündchen, das sie stets an der Leine führte, zu knurren an. Gerade ungefähr an seinem zweiten Geburtstag. Und auf dieses zarte Gewinsel antwortet das Gepolter eines plötzlich losgelassenen Fanghundes. Wenn man langsam arbeitet, dann darf der Hund bellen . . .

Die stärksten Jobs-Kenner sind der Deutung dieses letzten Symbols auch nicht einmal nahegekommen. Das eben ist das Gefährliche dieser glitzernden Gedanken, daß sie einen gleich der Schwalbe, die von Ast zu Ast hüpf, trällernd irgendwohin verführen und schließlich etwas wie drei Punkte fallen lassen, sonst aber von vorn und von rückwärts schweigen. Je leichter es sich liest, desto schwerer läßt es sich denken. Manchmal hat man die Empfindung, dieser fernhinterfende Geist habe den Nagel abgeschossen, manchmal fühlt man sich vom Vogel auf den Kopf getroffen. Das Vergängliche ist in allen Punkten so sehr ein Gleichnis, daß es darin unvergleichlich ist. Und was hat man davon? Höchstens noch drei, Symbol der letzten Dinge, nachhallend wie Hundegebell, Andeutung einer Vision verummter Gesellen, so ist das Leben — und was dann? Nichts; und auch das geht vorüber . . .



Vaugoins Traum

sub

IX

Eine der unverständlichsten Begleiterscheinungen der Sozialdemokratie sind die Illustrationen eines gewissen »Chat roux«. Das ist der Mann, der die Quadratur des Zirkels zum Weltbild erhoben hat, eine quadrierte Menschheit auf Würfelbeine postiert und an einer Vision zu leiden scheint, die den realen Abscheu einer politischen Gegenwelt weit überbietet. Diese Vierschrötigkeit der Bäuche und Bärte, Nacken und Haxen ist von einer derart anwidernden Uniformität, daß hier offenbar eine fixe Idee am Werke sein muß, die die eigenen Parteigenossen nicht anders sehen würde, wenn sie nicht ein abgegrenztes Feld der Betrachtung hätte. Man hat es hier mit einem umgestürzten Schönplug zu tun und diese Plage ist sicherlich das Gegenstück zu dem dilettantischen Veitstanz, der einem an der Front der ‚Wiener Stimmen‘ die Gestalten der sozialistischen Führer verrenkt und verhatscht vorführt, mit seltsamen Protuberanzen, gleichsam an die Wand ~~des~~ luftleeren Raumes geklebt und in einer Perspektive, die jeder menschlichen Optik spottet. Vielleicht, daß der Herr Chat roux kunstgewerblerisch etwas avancierter ist als der gschinasfestlich zurückgebliebene christlichsoziale Kollege, aber die Widerlichkeit wird dafür durch das schmerzliche Gefühl verschärft, daß doch ~~nicht~~ ein Publikum von Vereinsbrüdern und Kerzelweibern, sondern ~~das~~ Arbeiter die Empfänger dieses grauslichen Parteihumors sind und daß man ihre Augen in Schutz nehmen möchte gegen die spezifischen Mißgeburten, ehe man ihnen gewährt, das legitime Grauen dieser Welt zu erblicken. Nun ist dem Herrn Chat roux — vorausgesetzt, daß er selbst Idee und Legende seiner Verzeichnungen beistellt — kürzlich etwas passiert, das jedenfalls komischer war, als er beabsichtigt hatte. Da stand, unter der Aufschrift »Vaugoins Traum«, der Mann, der, wie immer er aussehen mag, so bestimmt nicht aussieht, auf seinen Quadrat-haxen und gebot mit einer raumdurchquerenden Geste:

— Ich befehle, daß von nun an die republikanische Hymne auf die Melodie von »Gott erhalte« gespielt wird . . .

Aber was tut Gott, er hat diese Hymne mit dieser Melodie schon erhalten. Denn abgesehen davon, daß es doch die äußerste

H

kein

Wunder bewirkt

Reinhold

Trinkbeginn 10 Uhr 366

monarchistische Dummheit wäre, sich dergleichen zu wünschen, und viel eher eine republikanische List sein müßte, der unverwelklichen Melodie den neuen Text anzuschmiegen; abgesehen davon also, daß solches nie Vaugoins Traum sein könnte — ist er bereits in Erfüllung gegangen. Herr Vaugoin würde es doch gewiß lieber hören, daß das Gebet um Erhaltung des Kaisers nach der Melodie irgendeines Nechledil- oder Leharmarsches gesungen wird, als der Dank für die Entfernung des Kaisers nach der Melodie Haydns. Und eben dies habe ich nach dem Umsturz den Vaugoins angetan, zur höchsten Freude der Arbeiterauditorien, die nun lesen müssen, daß die Verwendung der herrlichen Musik, die Gott erhalten möge, für eine republikanische Hymne, ein monarchistischer Traum sei. Aber freilich, die offizielle Sozialdemokratie hat, eingedenk der Lorbeerreiser, die sie sich im Weltkrieg wand, gern vergessen, »was ich mit meinem Wort zur Verjagung der alten Gespenster beigetragen habe«, und was mich auch später berufen erscheinen ließ, die Gedenktage der Republik zu feiern. Sie bewahrt nur die Erinnerung an das dichterische Unternehmen des Herrn Renner und darum ist in ihrem Umkreis der Einfall möglich, daß die Verbindung der Haydn'schen Melodie mit einem republikanischen Text ein scherzhaftes Absurdum sei. In Wahrheit ist sie geradezu die Erfüllung des republikanischen Gedankens, des »Traums« eines Republikaners, und eine weit geringere Verletzung Haydns als die lächerliche Flucht vor einem Kunstwerk, dem man doch bei »Deutschland, Deutschland über alles« nicht entgeht und nicht entgehen will. Die Albernheit des Witzes, daß der Vortrag einer Republikhymne nach der ehrwürdigen Melodie »Vaugoins Traum« sein soll, ist erst zu ermesen, wenn man sich vorstellt, daß die Anschlußbereitschaft der Republikaner sich keinen Augenblick bedenkt, den Text Hoffmann von Fallerslebens, der einem internationalen Gefühl doch kaum geringere Pein zu bedeuten hätte als der Johann Gabriel Seidls, in der alten Melodie anzuhören und erforderlichenfalls mitzusingen. Und mit welcher Leidenschaft, bewies bald darauf der Herzensschrei, durch den ein Leser der 'Arbeiter-Zeitung' die sogenannte »Ravag« animieren wollte, ihrem täglichen Programm »die schöne Bundeshymne von Kienzl« anzuschließen, deren schlichter, aber gemütvoller Text von Herrn

1d
Renner stammt. Dieser Anspruch stützt sich auf die traurige Tatsache, daß es in Deutschland keine Radiostation gibt, die nicht

»Deutschland, Deutschland über alles« in der herrlichen Vertonung von Haydn (unser ehemaliges Kaiserlied) bringen würde. Für den Österreicher verliert die Hymne den bitteren Beigeschmack der Erinnerung an die monarchistische Zeit, wenn er weiß, daß dieses Lied heute die erklärte deutsche Bundeshymne ist, die Hymne der deutschen Republik.

Auch auf das Vorbild des englischen Senders wird hingewiesen, der täglich Gott um Schutz des Königs bittet, des französischen Senders, der die Marseillaise »durch den Äther« klingen läßt, und sogar des italienischen, der den Faschistenmarsch der Welt offeriert. »Jede Nacht« muß sich unser Republikaner (der »jede Nacht die betreffende Landeshymne« hört) »über unsere Ravag ärgern«, weil sie sich nicht mit der unsrigen anschließt. Abgesehen nun davon, daß der Mißbrauch des Äthers für die unterschiedlichen Chauvinismen — musikalisches Vorspiel zu den Vergasungen — gerade kein Erlebnis ist, das den sozialistischen Hörer ansprechen müßte; abgesehen davon, daß die Menschen, die sich dergleichen täglich anhören, wohl zu den beklagenswertesten Geschöpfen dieser fortschrittlichen Erde zu zählen sind, wird hier das Musikwerk Haydns als eine Kostbarkeit anerkannt, die in Verbindung mit einem postumen Text durchaus den Traum des Republikaners zu erfüllen scheint. Darüber regt sich freilich wieder die »Reichspost« auf, die die »Arbeiter-Zeitung« beim Wort nimmt und ihrerseits bei jener unseligen »Ravag« durchsetzen möchte, daß sie nun allabendlich die Haydnhymne draufgibt, die ja auch den Sozialdemokraten so gut gefalle. Denn wenn diese nicht die Komposition verdammen, so streben wieder die Christlichsozialen mehr nach dem Text ~~Anspruch~~ oder wenigstens danach, daß sich dessen Gedankeninhalt zu den Tönen einstelle. (Ich muß nämlich meine Unwissenheit bekennen, ob die verschiedenen Sender bloß ein Orchester oder auch einen Chor für den nationalen Zweck arbeiten lassen. Im ersten Fall hätte der Melodie des deutschen Senders der Sozialdemokrat das Anschlußgefühl abgelauscht, der Christlichsoziale die Kaisersehnsucht.) Was aber ausschließlich zu wünschen wäre, ist, daß es Österreichs »Sendung« bleibt,

1d

seine Bewohner, die tatsächlich andere Sorgen haben, mit jeglicher Art von Nationalhymne zu verschonen und solche Enthaltung als den einzigen Vorrang vor den anderen Staaten stolz zu bewahren. Jede dieser Hymnen hat schon zu einer Zeit, wo sie noch nicht allabendlich im Schlafzimmer zu hören waren, Menschenopfer unerhört gekostet und die Begeisterung für »Deutschland, Deutschland über alles« ist just nicht der idealste Ertrag aus dem österreichischen Umsturz. Wenn man zu einer Hymne, die den antimilitaristischen Gedanken auf den Flügeln eingelebten Gesanges dem Volksbewußtsein zuträgt, nicht den Mut hat, so möchten wir auch die Gefühle des völkischen Spießers nicht schmackhaft finden, die auf diese Musikart zubereitet werden. Außerhalb des D^eutschtums ist freilich Bela Reinitz zugkräftiger als Haydn und ihm die musikalische Hut alles Revolutionären anvertraut, wiewohl ich ihm eigentlich nur eine fesche Elegie auf den Hingang Bekessys zutrauen würde. Was aber die anderen Gespenster betrifft, die ich verjagt habe: die der monarchistischen Welt, so würde ich sie mir im Zweifelsfalle doch lieber von Daumier als von Chat roux illustriert wünschen.

T Papierpat.

1/2

Mein Widerspruch

Wo Leben sie der Lüge unterjochten,
war ich Revolutionär.
Wo gegen Natur sie auf Normen pochten,
war ich Revolutionär.
Mit lebendig Leidendem hab ich gelitten.

Wo Freiheit sie für die Phrase nutzten,
war ich Reaktionär.
Wo Kunst sie mit ihrem Können beschmutzten,
war ich Reaktionär.
Und bin bis zum Ursprung zurückgeschritten. 1/2

Zur Sprachlehre

Gesprochen am 24. Januar

Zu den Vorurteilen gegen mich, die wohl nicht mehr aus der Welt zu schaffen sein werden, gehört die Vermutung, daß ich die Zeitungen lese, »um etwas zu finden«, woran ich Anstoß nehmen könnte, während ich in Wahrheit im Blätterwalde so für mich hingehe und nichts zu suchen mein Sinn ist. Ja bereit, die Herren Journalisten zu bestechen, damit ich nur ja nichts zu finden brauche, was mich zur Wiederherstellung der Natur nötigt, komme ich mir wie der Nestroysche Hausmeister vor, der lieber selber einer jeden Partei ein Sechserl schenken möchte, um nur seine Ruh' zu haben. Oft denke ich mir auch, die Zeit, die sie mir rauben, würde ich gern daran wenden, ihnen rechtzeitig zu helfen, alles das zu unterlassen, was mich in Tätigkeit setzt. Denn ich bedarf doch wahrlich nicht ihrer Anstöße, um mir über die Gestalt, die sie der Welt gegeben haben, etwas einfallen zu lassen. Wenn sie nun gewillt wären, mir täglich ihre Bürstenabzüge zur Korrektur zu schicken, so bin ich erbötig, bei voller Belassung der moralischen Eigenart, ihnen das Größte im Stilistischen und Grammatikalischen abzutun und gerade dadurch ihre schlechten Absichten wirksamer herauszuarbeiten. Ich muß diese Arbeit ja oft genug an Zitaten besorgen und manchen Formfehler beseitigen, um die Aufmerksamkeit nicht von dem Schwachsinn der Gedankenführung oder der Lumperei der Gesinnung abzulenken. Sie wissen es nicht, merken es nicht und ich stiller Wohltäter mache kein Aufhebens davon. Aber natürlich wäre ich auch bereit, in den Inhalt einzugreifen, zu zügeln, zu beleben, zu veredeln, kurz eine Textgestalt herzustellen, die vor meinem Witz sicher sein kann. Weiß Gott, es wäre gar nicht übel, die Vorzensur, die sich im Krieg bloß auf die Unterdrückung von Artikeln beschränkt hat, die die Siegeszuversicht herabmindern konnten, in meine Hände zu legen, welche doch für einen weit kulturvolleren Zweck tätig wären. Aber wie ich die Herren Journalisten kenne, werden sie diese Idee als eine unerlaubte Zumutung an die Freiheit der Prostitution stolz von sich weisen, und was ich seit Jahrzehnten als Zensor ihrer Resultate leistete, hat, ach, nicht einmal an der äußersten Oberfläche der Sprachkorrektur seinen erzieherischen Einfluß bewährt. Man kann es mit dem ihnen geläufigsten Worte sagen: sie haben »daran« vergessen,

12
auch wenn es ihnen noch so oft eingetrichtert wurde; und wenn sie auch nichts wissen, sie »brauchen nicht lernen«. Aber vielleicht kommen wir einander ein wenig näher, wenn ich von Zeit zu Zeit die ärgsten sprachlichen Mißbildungen förmlich ausstelle — ohne an bestimmte Fälle anzuknüpfen, denn da täten sie's justament! Um nur, was mir grade zur Hand liegt, zu erwähnen: »wie so kommt es«, daß sie so schlechtes Deutsch schreiben und daß diese Frage, die der Tandelmarkt frei hat an das Schicksal, immer wieder gestellt wird? Also man fragt: wie (oder woher) kommt es (das andere bedeutet etwas ganz anderes). »Nach vorwärts« geht es in keinem Fall, sondern es sollte bloß »vorwärts« gehen. Dies gilt natürlich auch, wo es »rückwärts geht«. Dagegen ~~kann~~ ^{H/oh} nie etwas »rückwärts sein«, sondern nur hinten. Völlig unmöglich aber ist es, die Fremden, die man nach Wien lockt und denen man solche Lokalismen als Sehenswürdigkeiten bietet, »Gäste von auswärts« zu nennen, weil da zwei entgegengesetzte Richtungen karambolieren. Die Herren Journalisten werden sagen: Wir »verbieten uns« diese Kontrolle. Aber was mich betrifft, ich kann weder ihnen noch mir ihr schlechtes Deutsch verbieten, ich kann es mir nur verbitten. Denn ich kann ihnen nicht gebieten, daß sie besser schreiben, ich kann sie nur darum bitten. (Wenn ich's erpressen könnte, würde ich es tun.) Imperfektum: nicht er »verbot sich etwas«, sondern er »verbat« es sich. Perfektum: nicht »er hat es sich verboten«, sondern »verbeten«. Wie kommt das? Woher kommt das? Eben nicht von »bieten«, sondern von »bitten«. (Der Nestroysche Sprachwitz, in der wienerischen Üblichkeit begründet, ist ein rein akustischer: »Ich werd' mir das verbieten!« »Sich können Sie verbieten, was Sie wollen, aber mir nicht!«. Wenn die Gegenfigur deutlich sagte: Ich werd' mir das verbitten!, wäre der Witz nicht möglich.) Bei dieser Gelegenheit: Wenn ich einem etwas »gebieten« habe, so kann das sowohl von »bieten« wie von »gebieten« kommen; nicht zu verwechseln mit: »gebeten«, das von »bitten« kommt und wieder nichts zu tun hat mit »gebetet«, das von »beten« kommt. Die Sache ist nicht leicht, aber da wir zum Publikum sprechen, so müssen wir doch, nicht wahr, mit gutem Beispiel vorangehen. Nun, ich m ute ihnen zu, es sich zu merken, ohne daß ich ihnen diese Fähigkeit zutraue. Sie aber beklagen sich: ich »mute ihnen zu, es nicht zu wissen« — was so viel bedeutet als: ich verlange von

ihnen, daß sie es nicht wissen, während ich doch das gerade Gegenteil von Ihnen verlange, wenngleich nicht erwarte, es ihnen also nicht »zutraue«. Denn sie haben mich, wie sie sagen würden, nicht »allzu verwöhnt«. Eine arge Misere ist diese Verbindung von »allzu« mit einem Zeitwort. Der gebildete Schmock schreibt, einer habe »allzu dominiert«. Nun wäre wohl seine »allzu dominante« Stellung denkbar, aber er könnte natürlich nur »allzu sehr« dominieren. Etwas mag allzu lieb, selbst allzu geliebt sein (wenn das Partizip mehr als Adjektiv denn als Zeitwort gedacht wird), aber man kann nur »allzu sehr« lieben. Einer kann allzu groß sein, aber nicht allzu gewachsen. Es wäre auch möglich, daß er »allzu verwöhnt ist«, aber er »wurde allzu sehr verwöhnt«. Komplizierter wird es, wenn der Schmock schreibt, man dürfe »einem nicht allzu unrecht tun«. Man kann sich wohl »allzu unrecht« (unrichtig) ausdrücken, aber man kann nur »allzu sehr unrecht« tun (allzu großes Unrecht). Tue ich das? Es gibt kaum einen sprechenden oder schreibenden Menschen in Wien, der sich nicht erlaube, »bißchen« schlampig zu sein statt »ein bißchen« (das von einer sehr realen Sache, nämlich einem kleinen Bissen stammt). Vollends mit dem »bis« wird aber verfahren, daß es schon nicht mehr schön ist und die Bedeutung auf dem Kopf steht: sie werden einem etwas sagen, »bis er kommt«. Aber sie meinen natürlich nicht, daß sie es ihm so lange sagen werden, bis er kommt, sondern erst sagen werden, wenn er kommt. In Wien geht der Krug erst dann zum Brunnen, wenn er bricht, weshalb er meistens zu spät kommt. Und wird »bis« schon einmal richtig statt für den Zeitpunkt für die Zeitstrecke verwendet, so kann man sicher sein, daß ein »nicht« seine Begleitung anbietet:

ein Gnadengesuch, mit dessen Erledigung so lange gewartet werden sollte, bis die Entscheidung des Oberlandesgerichts . . . nicht vorlag. Fast alle diese Bildungen sind spezifisches Wiener Gewächs, dessen jüdische oder nichtjüdische Herkunft nicht mehr feststellbar ist. Wenn die Wiener heute »am Land« sind, so ist es kaum mehr das alte: »aum« (auf'm) Land. Hier kann man jüdisch oder zur Not alldeutsch sprechen, deutsch keineswegs. Ein Franzose, der schlecht französisch spricht, ist kaum vorstellbar, dagegen ist er stolz darauf, wenn er schön französisch spricht. Eine verstorbene Freundin, die für diese Werte ein besseres Gefühl hatte als die ganze

Kollektion, die Kürschners Literaturkalender umfaßt, schilderte mir einmal, wie sie in einem kleinen Laden einer Pariser Vorstadt nach etwas vergebens fragte, aber nicht von einem Klachel in einem undefinierbaren Dialekt angeschnauzt wurde, sondern freundlich an einen Konkurrenten gewiesen, der die Ware bestimmt vorrätig habe: »Und außerdem spricht er ein so schönes Französisch!« Man versuche sich vorzustellen, daß eine solche Auskunft bei uns, in Kauderwelschland, erteilt wird. Die Zusammenhänge mit dem Infanterieregiment Nr. 4 sind in Wien weit lebendiger als die mit den Deutschmeistern. Die Perversión aber, daß die gedruckte Sprache auf einem noch tieferen Niveau angelangt ist als die gesprochene, ist das geistige Unikum, das diesem Klima vorbehalten blieb. Die öffentliche Meinung ist zur Wand eines Abtritts geworden, auf der nicht nur jede Büberel der Gesinnung Platz hat, sondern auch jede Missetat an der Sprache. Setzt der jüdische Journalist die Wendung hin: »worauf man darauf folgern kann«, so antwortet der Arier: »wonach hervorgeht«. Die Lokalredakteure müssen als Volksschüler doch ein besseres Deutsch geschrieben haben; sonst wären sie es noch heute. Kürzlich schrieb einer: Die Anklage wird auf einen weiteren sich gestern zugetragenen Vorfall ausgedehnt.

Dem geschätzten Autor würde man natürlich auch nicht begreiflich machen können, daß er durch das Fehlen des Kommas nach »weiteren« ausgedrückt hat, die Anklage habe sich auf einen andern »sich gestern zugetragenen« Vorfall bezogen. Aber sie können nicht nur nicht die Wörter richtig zusammenstellen, nein, da liest man täglich auch solche, die es gar nicht gibt: »insbesonders« dieses. Der Dichter der ‚Wiener Stimmen‘, von dem man doch annehmen mußte, daß er, wenn schon nichts anderes, so zum mindesten eine Muttersprache habe, beginnt ein Verslein mit dem Wörtlein: »zumindestens«, das sich ihm aus dem Vorrat von »mindestens«, »zu mindest« und »zum mindesten« geballt hat; »zumelstens« würde er kaum riskieren. Einer, der trotz seinem Mauscheldrang ein kerndeutscher Mann ist, prophezeite kürzlich, ein Jargonstück werde »durch Wochen lang« zugkräftig sein. Dem Grafen Keyserling, der gewiß eine fatale Einstellung zur deutschen Sprache hat und viel geschwänzt haben muß, ehe er die Schule der Weisheit gründete, korrigierte er einen ausnahmsweise korrekten Satz. Die Strafe folgte auf dem Fuß:

Wenn ich nun einen Menschen . . . fragte, worin also die Lehre des Grafen Keyserling bestünde, so würde ich . . .

Der Konjunktiv ist sicherlich eine schwierige Angelegenheit der deutschen Sprache, die auch den besten Schriftstellern schon Kummer bereitet hat. Selbst wenn jenes »fragte« ein inneres Imperfektum wäre — das es hier ja nicht sein kann —, ihm also »ich fragte« und nicht »ich frage« zugrundeläge, so müßte es heißen: »worin die Lehre bestehe«. Der Konjunktiv des Imperfekts wäre nur dann richtig, wenn der Satz bedingt gedacht oder in eine Bedingung fortgesetzt würde: »bestünde, wenn . . .«. Er wäre richtig, wenn der Satz nicht die Frage enthielte: »Worin besteht die Lehre?«, sondern: »Worin bestünde die Lehre?«. (Dies wäre etwa möglich, wenn bereits alles, worin sie nicht besteht, dargestellt wäre und der Schluß übrig bliebe, daß sie in nichts besteht. Im Falle Keyserling zwar denkbar, aber hier nicht beabsichtigt.) Immerhin ist es vielleicht das Bemühen um eine consecutio temporum, die im Deutschen so leicht wider den Gedankengang geht. Aber der Konjunktiv imperfecti ist an und für sich das Prunkstück der Bildung. Ein geräuschvoller Advokat, der sich auch in der Presse als Polemiker lästig macht, schrieb kürzlich: Und er findet, daß alles prächtig vorwärts ginge.

Eine ausnahmsweise richtige Konstruktion — wengleich durch andere Fehler wettgemacht — stand in der Neuen Freien Presse: Der Inspektor erklärte, daß er die Angeklagte, trotzdem sie ihm beschimpft habe, hätte laufen lassen, wenn sie nicht eine Beschwerde gegen ihn erstattet hätte.

»Ihm« ist der typische Satzfehler der Wiener Druckerelen; vom Schreiber, der vielleicht so spricht, ist zu vermuten, daß er »beschimpfen« doch mit dem Akkusativ konstruiert. »Trotzdem« als führendes Bindewort des Konzessivsatzes (statt »obgleich«) mag als ein tief eingewurzelter Mißbrauch hingehen. Aber der Satzbau ist in Ordnung. Hier ist das »hätte laufen lassen« richtig, weil ihm der Konditionalsatz folgt: »wenn sie nicht erstattet hätte«. Hätte sie aber die Beschwerde nicht erstattet und hätte er sie laufen lassen, wäre also der Sachverhalt das Gegenteil, so hätte die Zeitung wohl trotzdem geschrieben: »Der Inspektor erklärte, daß er die Angeklagte hätte laufen lassen«. Anstatt richtig zu schreiben: »Der Inspektor erklärte, daß er die Angeklagte laufen ließ« oder

»er habe sie laufen lassen«. Der ‚Abend‘, der außer dem Namen seines Herausgebers kein Fremdwort in seinen Spalten duldet, der sich grundsätzlich nicht an die Adresse, sondern an die »Anschrift« der Proletarier wendet und dessen Sätze zu neunzig »vom Hundert« nicht deutsch sind, stellte kurz und bündig fest: Das Berliner Gesundheitsamt meldet, die Krankenhäuser wären überfüllt. Man erwartet etwa die Fortsetzung: wenn nicht schleunigst neue eröffnet worden wären. Richtig muß es heißen: »die Krankenhäuser seien überfüllt« oder »daß die Krankenhäuser überfüllt sind«. »Sie wären überfüllt« würde geradezu bedeuten, daß das Blatt die Meldung des Berliner Gesundheitsamtes als Lüge hinstellen will. Ein Zweifel an ihr wäre schon angedeutet durch den Konjunktiv präsentis: »daß sie überfüllt seien« (während »sie seien überfüllt« bloß den Ersatz für den daß-Satz mit Indikativ vorstellt). Selbst wenn das regierende Verbum die Zeitform des Imperfektums oder Perfektums hätte: »das Amt meldete« oder »hat gemeldet«, so wäre fortzusetzen: »daß die Krankenhäuser überfüllt sind« oder »sie seien überfüllt«. Dies, wenn der Inhalt des abhängigen Satzes für den Berichtenden feststehen soll. Ohne diese Tendenz darf sich hier der »daß«-Satz mit dem Konjunktiv präsentis anschließen: »meldete, daß sie überfüllt seien«. Der Konjunktiv imperfekti nur dort, wo der des Präsens nicht in Erscheinung tritt, z. B. »er versicherte, daß sie kommen müßten« (statt »müssen«). Sonst aber würde er immer den Zweifel an der Aussage bezeichnen. Sanders hat hier ein vorzügliches Beispiel aus Schiller, das, gleichfalls eine Krankmeldung betreffend, nebeneinander die Vermutung der Lüge und die Behauptung der Wahrheit durch Modus wie Tempus ausdrückt:

Mir meldet er aus Linz, er läge krank,
doch hab' ich sichere Nachricht, daß er sich
zu Frauenberg versteckt beim Grafen Gallas.

Bedenklich dagegen ist die von Sanders angeführte und nicht ausdrücklich getadelte Wendung bei Goethe:

Da er hörte, daß ich viel zeichnete und Griechisch k ö n n t e .

Wäre hier der Konjunktiv unerläßlich, so wäre »zeichnete« richtig, da »zeichne« als Konjunktiv nicht hervortritt; »könnte« ist nicht richtig und die gedankliche Diskrepanz hebt sich nur im Mitklang des Tempus auf. Immerhin regiert hier das Imperfektum. Unmöglich aber ist es, von einem Präsens das Imperfektum des

Konjunktivs abhängig zu machen, ohne damit die Aussage als ungläubwürdig oder als bedingt hinstellen zu wollen. Da hat eine Berlinerin mit Rilke gesprochen:

Er erzählte, daß er im Wallis bei Sierre wohne, in einem kleinen, alten Schloß, ganz einsam, Jahr für Jahr, und nur selten, wenn es nicht mehr anders ginge, einen kurzen Flug in die Welt hinaus mache. Der Kanton Wallis sei das Landschaftsbild, welches ihm durch seine Romantik und Üppigkeit am nächsten käme, und was ihn außerdem so sehr an seinen Aufenthalt in Spanien erinnere. 18

Wie man nur aus einem Gespräch mit einem deutschen Dichter so schlechtes Deutsch bewahren kann! Von dem »was« abgesehen — warum denn »ginge« und »käme«? warum dann nicht auch »wohnte«, »machte«, »wäre« und »erinnerte«? »Wenn es nicht mehr anders ginge«? Es ginge nicht mehr anders, wenn —! Aber in der deutschen Presse geht es wirklich nicht mehr anders. Vor dem Konjunktiv wird alles, was deutsch schreiben möchte, scheu. Freilich anders, als es »der Wustmann« meint, welcher es verkehrt meint, gerade in diesem Kapitel seinem Namen, der geradezu ein Symbol der Sprachverwirrung geworden ist, Ehre macht und dem Titel seines berühmten Buches »Allerhand Sprachdummheiten« zu einem unbeabsichtigten Sinn verholten hat. Auch er verwendet zufällig das Beispiel einer Krankmeldung, aber freilich um jede Sprachsimulation zu erlauben. Es sei »ebensogut möglich, zu sagen«: er sagt, er wäre krank, wie: er sagte, er sei krank, u. dgl. Aber das erste ist nur möglich, wenn der Krankmeldung das stärkste Mißtrauen entgegengesetzt wird. Über den Bedeutungsunterschied der Formen macht er sich so wenig Gedanken, daß er schlicht erklärt, der Konjunktiv der Gegenwart werde von vielen »als das Feinere« vorgezogen; »wenn sich aber jemand in allen Fällen lieber des Konjunktivs der Vergangenheit bedient«, so sei auch dagegen »nichts ernstliches einzuwenden«. Gleich darauf beklagt er aber die »fortschreitende Abstumpfung unseres Sprachgefühls«, von der er selbst, ohne es zu ahnen, die lebendigsten Beweise gibt. Der Mann, der die Verderbnis unserer Schriftsprache von dem Übel herleitet, daß man nicht schreibe, wie man spricht — wiewohl man es doch längst tut, ja noch schlechter schreibt als man spricht —, bringt es zuwege, Wendungen, die natürlich und richtig sind, für »papieren« zu erklären und die papiernen für natürlich und richtig. 12

Eine der fixen Ideen dieses Wegweisers, der in Deutschland so beliebt ist, weil er einen flachen Ernst mit einem seichten Humor verbindet, ist sein Kampf gegen das Relativpronomen »welcher«, welches man nicht schreiben dürfe, weil man es nicht spricht. Findet er es bei Goethe und Höltz, so ist es »nichts als ein langweiliges Versfüßel, eine Strohlblume in einem Rosenstrauß«. Aber wenn man bedenkt, daß so ziemlich aller Wert der geschriebenen Wortschöpfung jenseits aller Sprechbarkeit besteht und daß kaum je ein Satz aus der »Pandora« zur Verständigung im täglichen Umgang gedient haben dürfte, so kann man ermessen, auf welchem Niveau sich diese Sprachkritik bewegt. Um bei dem »welcher« zu bleiben: es ist natürlich nicht nur, wie Wustmann großmütig einräumt, zur Not in einer Folge von abgestuften Relativsätzen, im Wechsel mit dem einzig konzessionierten Pronomen »der« anwendbar, sondern es waltet da wohl ein Bedeutungsunterschied, der nicht nur dem Wustmann, sondern auch solchen Grammatikern fremd ist, die das »welcher« ohne Angabe der Gründe tolerieren. Ich will das Gefühl für diesen Unterschied an einem der verbreitetsten Fehler zu wecken versuchen. In einem Blatt, das zwar großdeutsch, aber nicht deutsch geschrieben ist, heißt es:

Die Art, wie das Gedenken um Rainer Maria Rilke . . . zum Ausdruck kam, ist sicher eine der besten und schönsten, die für einen solchen Anlaß . . . möglich war.

Es muß natürlich heißen: . . . eine der besten Arten, die möglich w a r e n. Der Nonsens, den der Singular ergibt, hätte den folgenden Sinn: die Art ist eine der besten und sie war denn auch für einen solchen Anlaß möglich. Es würde also von der besten Art noch ein weiteres ausgesagt. Wäre dies der Sinn, so würde ihm »welche« eher gerecht als »die«: eine der besten Arten, welche eben hier möglich war (welche = und eine, die). Um es an einem gegenständlicheren Beispiel zu erläutern: »Eines der besten Bücher, das ich gelesen habe«. So sprechen und schreiben die Leute, die sagen wollen: Eines der besten Bücher, die ich gelesen habe. Das heißt: von den Büchern, die ich gelesen habe, eines der besten. Es soll aber nicht von einem der besten Bücher die Rede sein, die als solche schon feststehen, nicht von einem unter ihnen, von dem extra noch gesagt wird, daß ich es gelesen habe. Wäre dies — also eine bloß beigeordnete Aussage — beabsichtigt, so träte der

riinal, 372

Fall ein, wo das Relativpronomen »welches« vorzuziehen ist: »eines der besten Bücher« als eine für sich stehende Charakteristik, »welches ich gelesen habe« als ein hinzutretender Umstand. (Also: eines der besten Bücher und ein, das ich gelesen habe.) Dagegen: »Eines der besten Bücher, die ich gelesen habe« — hier hat der Relativsatz eine bestimmende Funktion. Es handelt sich nicht um die besten Bücher als solche, sondern um die besten von denen, die ich gelesen habe. Diese Aussage enthält das wesentliche Kennzeichen der Bücher, keinen bloß hinzutretenden Umstand, denn es sind die von mir gelesenen besten Bücher, von deren einem ich spreche und über die ein anderer anders denken wird. Hier ist das Relativpronomen »die« zu setzen, nicht »welche«. Zwischen »der« und »welcher« fühle ich einen Unterschied, der etwa dem einer determinativen und einer attributiven Beziehung gleichkommt. Der Relativsatz, den ich mir, ohne das Wesentliche der Vorstellung des Gegenstandes zu verletzen, auch eliminiert denken könnte, ist eher mit »welcher« anzuschließen. Der Relativsatz, der diese Vorstellung erst bildet oder wesentlich ergänzt, nur mit »der«. Diese Form (erst im Genitiv »dessen« ohnehin die andere verschlungen hat) wird freilich beiden Bedeutungen gerecht, und innerhalb des gedanklichen Unterschieds werden Rücksichten des Wechsels, des Klanges und allerlei sonstiges Stilgeheimnis die Wahl bestimmen — keineswegs aber irgendwelche geistleere Vorschrift. »Der schlechteste Sprachlehrer, den ich gekannt habe«: das ist nicht der schlechteste Sprachlehrer überhaupt, sondern der schlechteste von denen, die ich gekannt habe. Sage ich: »Der schlechteste Sprachlehrer, welchen ich gekannt habe«, so spreche ich von dem überhaupt schlechtesten oder von einem, der als solcher schon dargestellt ist, wozu ich nur noch bemerke, daß ich ihn gekannt habe. Das Relativpronomen kann eine schwierige Unterscheidung erleichtern: »Eine der anmutigsten Frauen, die ich gesehen habe«: da wird der Relativsatz wohl vom Plural abhängen. »Eine der anmutigsten Frauen, welche ich gesehen habe«: hier wohl von der einen. Beim Maskulinum und beim Neutrum ist die Unterscheidung, ob Singular oder Plural, von selbst gegeben. »Einer der reichsten Männer, der eine Zeitung subventioniert«: das dürfte der typische Fehler sein, den solche Zeitungen machen, und es ist wohl gemeint:

End

einer der reichsten Männer, die eine Zeitung subventionieren. Nehmen wir aber den einfacheren Fall: »Der reichste Mann, der eine Zeitung subventioniert« und »Der reichste Mann, welcher eine Zeitung subventioniert«. Dort ist von dem größten Zeitungskapitalisten die Rede: der Relativsatz gibt das Wesen. Hier ist von dem größten Kapitalisten die Rede, von welchem auch gesagt wird, daß er Geld für eine Zeitung übrig hat: der Relativsatz fügt dem Wesen etwas hinzu. Daß da ein weltweiter Abstand der Relativbegriffe vorliegt, daran ist nicht zu zweifeln. Ob ich diesem Abstand durch meine Unterscheidung zwischen »welcher« und »der« gerecht werde, mag jeder beurteilen, der über diese Dinge nachdenkt. Es könnte sich ihm, gleich mir selbst, ergeben, daß er manchmal einer andern, gar der gegen-
teiligen Entscheidung nahekommt, um dann doch, an den geeigneten Beispielen, der Gesetzlichkeit des von mir gewiesenen Unterschiedes habhaft zu werden. Scheinbar kommt ja der Form »welcher« die stärkere Beziehungsfähigkeit zu, wie sie auch die Fügung »derjenige, welcher« dartut. Aber diese deutlichere Relation spielt sich erst innerhalb des hinzutretenden Umstandes ab, den ich die Form »welcher« bezeichnen lasse, und nachdem die allgemeine Begriffsbestimmung der Person oder Sache schon vollzogen ist. Dies ist gerade an Fällen nachweisbar, wo die attributive Beziehung in die determinative überzugehen scheint: wenn kontrastierende Gegenstände durch eine Aussage von einander unterschieden werden sollen, die keineswegs ihrer wesentlichen Bestimmung dient. Wenn ich von zwei Leuten erzählen will, die ich getroffen und deren einen ich begrüßt habe, so sage ich: »Den einen, welchen ich begrüßt habe, kenne ich seit langem . . .« Ich will von ihm sagen, daß ich ihn seit langem kenne etc. Ich mache ihn in der Erzählung aber kenntlich durch den eingeschalteten Relativsatz, der ihn sofort von dem andern unterscheiden soll, welchen ich nicht begrüßt habe. Dieser Relativsatz mit »welcher« könnte auch zwischen Gedankenstrichen oder in Klammern stehen, ja für den Hörer, der den Sachverhalt schon erfaßt hat, sogar ganz entfallen. Eben in ihm ist das »derjenige, welcher« elliptisch enthalten. Dieses »welcher« hat die Gabe der Erläuterung oder der Absonderung, es bezeichnet ein hinzutretendes, oft unterscheidendes Merkmal, es bestimmt aber keineswegs den Begriff der Person oder Sache als solcher, von der ich

aussage. Es ist scheinbar determinativ, in Wahrheit attributiv. Schriebe ich nun: »Der eine, den ich begrüßt habe . . .«, so erhielte der »eine« leicht die stärkere Betonung als »begrüßt«, es ergäbe zunächst den Sinn, daß ich beide begrüßt habe und von jedem der beiden Begrüßten etwas aussagen will. Wäre dies beabsichtigt, so könnte vor »den« sogar das Komma entfallen, denn es handelte sich um »den einen Begrüßten«, nicht um »den einen, den Begrüßten«. Bei »welcher«, welches die Tonkraft dem eigenen Prädikat zuschiebt (»welchen ich begrüßt habe«) ist dem Relativsatz begriffliches Eigenleben erhalten; das schwächere »der« liefert es dem regierenden Satze aus. Dieses Prinzip wird man an allen Beispielen bestätigt finden, wiewohl die Verhextheit gerade dieser sprachlichen Region immer wieder zu neuen Zweifeln verführen mag.)* Ist es aber nicht

*) Unheimlich ist aber auch der genaue Anschluß dieses Gedankenganges an die Untersuchung, die in dem Kapitel zur Sprachlehre durchgeführt ist: »Vom Bäumchen, das andere Blätter hat gewollt« (Nr. 572—576, Juni 1921), welches ich vom Zeitpunkt seiner Drucklegung an bis zur Nacht nach dem Vortrag des neuen Kapitels nicht angesehen habe. Dort gelangt die Untersuchung, ausgehend von dem Problem der mit dem Artikel zusammengezogenen Präposition, zu eben derselben Unterscheidung der Relativbegriffe, nur daß noch nicht deren Besetzung mit »welcher« und »der« vorgenommen erscheint. Es wird zwischen dem koordinierten Relativsatz unterschieden und dem subordinierten, bei dem aber das Verhältnis so fest sei, »daß der Hauptsatz in ihm einen Gefangenen gemacht hat, der ihn nicht mehr losläßt«. Hier eben sei die Zusammenziehung des Vorworts mit dem Artikel (vom, am, zum, im, beim) verfehlt. Ein Beispiel war: »Vom ältesten Wein, den ich gekostet habe« und »Von dem ältesten Wein, den ich gekostet habe«. Dem ersten Fall — wo ich sagen will, daß ich den überhaupt ältesten Wein gekostet habe — wäre im Sinne der neuen Untersuchung »welchen« angemessen. Im zweiten Fall (»Von dem«) hat der Artikel hinweisenden Charakter, kann also nicht mit »von« verschmolzen werden. Es ist unter den Weinen, die ich gekostet habe, der älteste, während dort von dem ältesten Wein als solchem die Rede ist, welcher noch überdies als derjenige, den ich gekostet habe, bezeichnet (identifiziert) ist. Der Unterschied zwischen einer attributiven und einer »definierenden« Bedeutung des Relativums wurde klar gemacht. Am klarsten an dem fehlerhaften Schillerwort »Zum Werke, das wir ernst bereiten«. Das »Zum« verfrüge nur die Fortsetzung: »welches wir (nämlich, übrigens, eben) . . .« Zum Werke, nämlich zu demjenigen, das wir . . . = Zum Werke, welches wir . . . Gedacht aber ist: Zu demjenigen Werke, das wir . . . = Zu dem Werke, das wir . . . (Artikel demonstrativen Inhalts.) Zu einem [solchen] Werke, das ernst

Resultat genug, sich verführen zu lassen? Die Grammatiker haben es nicht getan und Wustmann ist weit davon entfernt. Er macht sich wohl über allerhand Sprachdummheiten Gedanken, aber nicht ohne jene durch diese zu vermehren. Namentlich hat es ihm auch der Konjunktiv angetan, zu welchem ich darum gern zurückkehre. Er spricht von der »kläglichsten Hilflosigkeit unserer Papiersprache«, der er etwa die korrekte Wendung zuschreibt:

18
Es ist eine Lüge, wenn man behauptet, daß wir die Juden nur angreifen, weil sie Juden sind.

1.c
Es müsse »unbedingt« heißen: »angriffen«, denn »es muß der Konjunktiv stehen, und das Präsens ‚angreifen‘ wird nicht als Konjunktiv gefühlt«. Das zweite ist wahr, das erste ist falsch, denn es muß der Indikativ stehen. (»Angriffen« würde aber als der Indikativ imperfekti gefühlt werden.) Selbst wenn es schlechthin

getan wird, muß auch ernst gesprochen werden. Sehr wesentlich war ferner die Unterscheidung von dem anderen klassischen Fehler: »Vom Rechte, das mit uns geboren ist«. In beiden Fällen enthält der Relativsatz kein bloß hinzutretendes Moment, sondern den vollen Begriff des Gegenstandes. Im zweiten ist der Fehler größer, da hier mit dem dichterischen Gedanken auch dem äußern Sinn Abbruch geschieht. Im Schiller-Zitat spielt sich die Antithese von ernstem Tun und ernstem Reden ab, doch das »Werk« ist dasselbe. Es besteht ein ursächlicher Zusammenhang zwischen dem Gedanken des Hauptsatzes: der Forderung des ersten Wortes, und dem des Relativsatzes: dem Moment des ersten Bereitens, jener wird von diesem bedingt; doch die Vorstellung des Werkes ist gegeben. Bei Goethe ist die Antithese an die vorher gesetzten »Rechte« geknüpft, die sich forterben; es wird nunmehr von einem ganz andern »Recht« gesprochen, demjenigen, das mit uns geboren ist. Folgerichtig würde das der Konstruktion »Vom Rechte« entnommene Recht etwa das Jus bedeuten, von dem dann sonderbarer Weise ausgesagt wäre, daß es mit uns geboren ist. Dazu und zu allem, was in jenem Kapitel enthalten ist, ergibt sich nun freilich etwas noch Schwierigeres, das den Fall zur Falle macht. Hier scheint die determinative Beziehung in die attributive überzugehen. Hier — in dem Fall einer Wesensbestimmung, wo die Anwendung von »welches« nicht möglich ist — fällt doch der Hauptton dem Prädikat des Relativsatzes anheim. Wie geht das zu? Im Blick auf das obige Beispiel: »Der eine, welchen ich gegrüßt habe . . . der andere, welchen ich nicht gegrüßt habe« und das davon abgeleitete Betonungsmoment könnte man sich in ein Chaos versetzt fühlen. Da ich ein solches für äußerst tauglich halte, um zur Ordnung zu führen, will ich dem, der den Willen hat, den Weg weisen bis zu dem Punkt, wo der Unterschied klar wird. Es geht also um den Vergleich mit bereits charakterisierten Rechten, und nun gelangt man zunächst zu dem Ergebnis: Von dem

Thyph

Archivierung 8. 11. 19

374

— 49. —

hieß: »es ist eine Lüge, wenn man behauptet, daß wir die Juden angreifen«, so wäre der Indikativ nicht unrichtig, wiewohl wir die Juden tatsächlich nicht angreifen. Was vom Berichtenden hier als falsch hingestellt wird, ist zwar der Inhalt einer bestimmten Behauptung, jedoch einer, die eben in ihrer Bestimmtheit ausdrücklich schon als Lüge deklariert ist. »Mir meldet er aus Linz, er läge krank«: da wird der Inhalt der Meldung erst durch den Konjunktiv angezweifelt. Nun heißt es aber vollends, es werde behauptet, daß wir die Juden »nur angreifen, weil sie Juden sind«. Es wird sogar der Inhalt der Behauptung, daß wir die Juden angreifen, bestätigt und nur der Grund des Angriffs in Abrede gestellt. »Weil sie Juden sind«: das wollte Wustmann offenbar nicht bezweifelt wissen; Wunder genug, daß er nicht trotzdem »seien« verlangt oder »wären« erlaubt hat. Hervorragend ist der

Rechte, das mit uns geboren ist = Von dem andern Rechte, (nämlich) welches mit uns geboren ist. Das ist, wie sich zeigen wird, nur äußerlich richtig. Es ist nur scheinbar der Fall wie mit dem »einen, welchen ich begrüßt habe«. Denn darin kontrastieren zwei schon vorhandene Begriffe, deren Kontrast relativisch dargestellt wird. In der Goethezeile aber entsteht der eine Begriff erst durch die relative Bestimmung, um dann mit dem vorhandenen zu kontrastieren. Was hier geschieht, ist, daß der durch den Relativsatz gleichsam erworbene Begriff des »geborenen Rechtes« dem Begriff der »sich forterbenden Rechte« entgegengestellt wird. Das Kontrastmoment erzwingt auch hier die Betonung wie in dem Fall jener rein attributiven Beziehung; aber man könnte hier weder »welches« setzen noch darf die Präposition mit dem Artikel verschmolzen werden, während man in jenem Fall sehr wohl sagen könnte: »vom einen, welchen ich begrüßt habe...« »Vom Rechte, welches« wäre nur möglich, wenn der Begriff dieses Rechtes (als Naturrecht, als Menschenrecht) bereits feststünde. Selbst dann nur wäre auch möglich: »Von dem Rechte, welches« oder »Vom andern Rechte, welches«. Denn auch dieses wird erst durch das Moment des Mitgeboreenseins definiert. Es kann, im wohlverfaßten Goetheschen Sinne, nur »von demjenigen Rechte, das« die Frage (oder leider nie die Frage) sein. Es ist allerdings ein »anderes« Recht als die bereits gesetzten, aber eines, das erst begrifflich bestimmt wird. Es ist das »mit uns geborne Recht«, auch »das andere, das mit uns geborne Recht« (welches aber ja nicht verwechselt werden mit dem »andern mit uns gebornen Recht«). Dagegen bedeutet, wie schon seinerzeit ausgeführt, »vom Rechte, das« (welches): daß von einem absoluten Recht die Rede ist und nebenbei gesagt wird, daß es mit uns geboren ist. Also nicht, wie es richtig wäre: von dem mit uns gebornen Recht, sondern: von dem mit uns gebornen Recht (im Gegensatz zu anderen mit uns gebornen Dingen, etwa der Pflicht). Das »Recht«

Mangel an Unterscheidungsfähigkeit, mit dem er seine Vorschriften erläßt. Er führt eine Reihe von Sätzen an, die nach seiner Meinung falsch sind, und setzt »das richtige immer gleich in Klammern daneben«. Da findet sich denn:

Er hatte . . den Wunsch geäußert, die Soldaten mögen (möchten!) . . nicht zielen.

Richtig, aber nicht weil der Satz den Konjunktiv erfordert, sondern weil der Konjunktiv hier als Ersatz für das fehlende »daß« auch dann eintreten müßte, wenn diesem der Indikativ folgte.

Es ist ein Irrtum, wenn behauptet wird, daß sich die Ziele . . von selbst ergeben (ergäben!).

Es ist ein Irrtum: hier ist kein Konjunktiv beabsichtigt.

Von dem Gedanken, daß in Lothringen ähnliche Verhältnisse vorliegen (vorlägen!) . . . muß ganz abgesehen werden.

zieht eine ihm nicht gebührende Tonkraft an sich. Das ganze Problem löst sich in der Durchschauung des Artikels, der dem führenden Wort vorangeht. »Der Mann, den ich bekämpft habe«: wenn »Der« hinweisenden Charakter hat wie »Ein«, »Ein solcher«, »Derjenige«, so wird der Begriff des Mannes durch den Relativsatz mit »den« bestimmt. Ist es bloß der Artikel zu einem bereits begrifflich gesetzten »Mann«, so tritt nur ein Merkmal hinzu: »welchen ich bekämpft habe«. Die Verschmelzung der Präposition mit dem Artikel ist dort, wo er hinweisenden Charakter hat und ein bestimmender Relativsatz nachfolgt, unmöglich, denn die Beziehung hängt vom Artikel ab, dessen Kraft wieder so stark ist, daß sie das Komma aufzehren kann. Dagegen könnte dieses nicht fehlen, wo die Verschmelzung möglich ist und der Relativsatz nur eine absondernde Bedeutung hat. Um also zum ersten Beispiel zurückzukehren: »Von dem ältesten Wein(,)den ich gekostet habe« und »Vom ältesten Wein, welchen ich gekostet habe«. Hier ist es der älteste Wein überhaupt, dort der älteste unter den en, die u. s. w. Hier ist die Rede »vom ältesten, von mir gekosteten«, dort »von dem ältesten von mir gekosteten Wein«. Nun könnte in diesem schwierigsten aller Abenteuer der Sprache noch der Einwand auftauchen: Sollte bei richtiger Erfassung des Unterschieds nicht die verkehrte Anwendung der Pronomina statthaben? »Welcher« bezeichnet doch eher etwas wie die Kategorie, die Gattung, die Sorte, determiniert doch eher (als daß es bloß beifügt), siehe die Verbindung »derjenige, welcher« (welche ich für bedenklich halte). Richtig, aber erst innerhalb des hinzutretenden Umstandes, nach erfolgter Bestimmung des allgemeinen Begriffs. Das wird am deutlichsten, wenn dieser selbst eine Gattung bezeichnet: »Der Löwe, welcher der König der Tiere ist« [attributiv] und: »Der Löwe, der entsprungen ist«, also das Individuum Löwe, dessen Begriff ich erst durch diese Aussage bestimme [determinativ]. (Dagegen: »Der] Löwe,

H)
Vorstellung

[wirk.]

Hier kann ein Konjunktiv beabsichtigt sein, darum wäre das Imperfekt möglich.

Es wird mir vorgeworfen, daß ich die ursprüngliche Reihenfolge ohne zwingenden Grund verlassen habe (hätte!).

Verlassen hat er sie ja, vorgeworfen wird ihm nur die Grundlosigkeit, also ist der Indikativ richtig. Dagegen: »es wird mir (schlechthin) vorgeworfen, daß ich sie verlassen hätte«; es ist nicht wahr, ich habe sie nicht verlassen. Aber es dürfte — wie oben bei dem Angriff auf die Juden — berichtet werden: »es ist eine Lüge, wenn mir vorgeworfen wird, daß ich sie verlassen habe«. Die Unwahrheit des Vorwurfs kann ich durch den Konjunktiv charakterisieren, wenn ich aber den Vorwurf eine Lüge nenne, so bedarf ich des Konjunktivs nicht mehr. Durch diesen würde ich meine eigene Aussage als zweifelhaft hinstellen.

10 =

10 =

welcher entsprungen ist« — im Vergleich mit einem andern Individuum Löwe, von welchem anderes ausgesagt wird [attributiv und nur scheinbar determinativ, da dem gesetzten Begriff bloß ein unterscheidendes Merkmal beigefügt wird.) In die Apposition gebracht: »Der Löwe, der König der Tiere (Komma) und »Der entsprungene Löwe« im Vergleich: »Der Löwe, der entsprungene Löwe müßte sich nun nicht für »welcher« eine Rechtfertigung aus dem fragenden »welcher« ergeben? Wie gelangen wir zu ihr? »Der Löwe, welches Tier der König der Tiere ist« (und im Beispiel des Vergleichs: »Der Löwe, welcher Löwe entsprungen ist«). Hierin ist schon das fragende »welcher« enthalten. Das bezügliche Fürwort »welcher« tritt dort ein, wo ihm bei voller Entwicklung des Sinnes der Aussage das fragende »welcher« entspricht. Also: Welches Tier ist der König der Tiere? Der Löwe. (Und im Vergleich der zwei Löwen: Welcher Löwe ist entsprungen? Der afrikanische.) Dagegen: »Der Löwe, der entsprungen ist, stammte aus Afrika« läßt keine analoge Frage (mit »welcher«) aus dem Begriff des Relativsatzes zu, nur aus dem des Hauptsatzes: Woher stammte er? [Welchen Wein habe ich gekostet? Den ältesten. Im andern Falle (»Der älteste Wein, den ich gekostet habe . . . «) nur aus dem Begriff des Hauptsatzes, etwa: Wie hat er geschmeckt? — Die volle Bestätigung des dargelegten Unterschieds empfangt man aus dem Vergleich von »was« (trotz dessen weiterer Bedeutung) und »das«. Sollte man ihn nicht erkennen, was ich bedauerlich fände, so würde ich das Axiom, das ich aufgestellt habe, gleichwohl nicht zurückziehen. Doch dürfte die Unterscheidung schon so deutlich sein, daß sie auch den Fachleuten einleuchten wird, vielleicht sogar den Schriftstellern, welchen ich freilich die Befassung mit den Problemen des Wortes weder zumuten noch zutrauen darf.

H
1/4 von

H. (3)

10

10 =

↳ Refo anfg:
10

2 k

10 =

10 =

10

!) k

Löwe «. (Im

ausgesprungen «.)

H. Grimm geht von der Voraussetzung aus, daß ich den Unterricht bekrittelt habe (hätte!).

Hier hat Wustmann recht, denn es wird eine falsche Voraussetzung Grimms angenommen, die nicht anders als durch den Konjunktiv entwertet werden kann, während oben die Behauptung, daß sich die Ziele ergeben, als solche feststehen mag, um eben als »Irrtum« entwurzelt zu werden. Aber er schließt summarisch: »daß die Verfasser dieser Sätze den Indikativ hätten gebrauchen wollen, ist nicht anzunehmen; sie haben ohne Zweifel alle die Absicht gehabt, einen Konjunktiv hinzuschreiben«; und sie hätten eben fälschlich den papierenen Konjunktiv präsentis oder perfekt¹ erwischt, der als solcher nicht erkennbar ist. Aber woher wußte Wustmann, daß sie, wenigstens zum Teil, nicht den Indikativ beabsichtigt haben? Und wie hätte er in diesem Falle bewiesen, daß es fehlerhaft sei? Wustmann schreibt, es sei nicht anzunehmen, daß sie den Indikativ hätten gebrauchen wollen. Ich nehme an, daß selbst er hier den Indikativ hat gebrauchen wollen, also zu sagen gehabt hätte: »daß sie den Indikativ haben gebrauchen wollen«. Sein eigener Zweifel ist ja durch die Negation im Hauptsatz (»nicht anzunehmen«) konsumiert und was er geradezu »nicht annimmt«, ist als Tatsache zu setzen. (Sonst würde er ja seine eigene Nichtannahme bezweifeln.) Wenn ich nun soeben schrieb: »daß er zu sagen gehabt hätte«, so stellt dieser Konjunktiv den besonderen Fall einer gedachten Bedingtheit vor, auf den ich schon hingewiesen habe. Auch in direkter Aussage würde es hier heißen: »er hätte zu sagen gehabt« (ergänze: während er gesagt hat). Er aber hätte vermutlich sogar das Folgende gesagt oder erlaubt: »Es ist nicht anzunehmen, daß die Verfasser behaupten würden, die Sätze, die sie geschrieben hätten, seien Indikativsätze.« Hier liegt der Fall vor (den Sanders richtig heraushebt), daß der Zwischensatz eine Bemerkung des Aussagenden ist und nicht eine Bemerkung dessen, von dem ausgesagt wird, daß es also heißen muß: »... behaupten würden, die Sätze, die sie geschrieben haben, seien Indikativsätze«. Vielfache stilistische Rücksicht kann hier wie überall gegen die Vorschrift gelten. Aber doch umso mehr gegen eine Erlaubnis, die von keinem Gedanken bezogen ist. Supra grammaticos wird immer die künstlerische Entscheidung stehen und ein scheinbarer Fehler dürfte manchmal gegen

alle Regel alles Recht von der gedanklichen Vollmacht seiner Umgebung erhalten. Eben solchem Wert kann sprachlogisches Bemühen, das Richtige vom Unrichtigen zu unterscheiden, nur zugutekommen. Richtig gebaut ist zum Beispiel ein Satz in einer Erklärung, die ich in einer Polemik der Arbeiter-Zeitung zitiert finde und die eine Ausnahme vom Wiener Amtsdeutsch zu bilden scheint:

In den letzten Tagen ist in Versammlungen wiederholt behauptet worden, Vizekanzler Dr. Dinghofer habe sich gegenüber einer Abordnung des Reformverbandes der Hausbesitzer geäußert, die Hausbesitzer könnten sich auf den vielumstrittenen Beschluß der steiermärkischen Landesmietenkommission auch ohne amtliche Kundmachung des Beschlusses berufen. Demgegenüber wird festgestellt, daß der Vizekanzler eine solche Erklärung nicht abgegeben hat. Er hat nach den Ausführungen des Sprechers der Abordnung, der seine eigenen Ansichten vortrug, lediglich bemerkt u. s. w.

Weit entfernt, aus dem richtigen Ausdruck des Sachlichen auf die sachliche Richtigkeit zu schließen, gehe ich zu der polemischen Antwort über. Sie enthält eine kuriose Fügung, der man häufig bei einem Publizisten begegnet, dessen Fehler besser sind als die Vorzüge anderer Zeitungsleute:

Wonach es wohl so sein wird, daß Herr Dr. Dinghofer den Hausbesitzern das gesagt habe, was sie hören wollten

Aber da es doch einem entgegengehalten wird, der seine Worte verleugnen möchte, so könnte es gar keinen indikativeren daß-Satz geben als diesen und er müßte natürlich lauten: »daß er ihnen gesagt hat«. Hier hat wohl das »wohl« des regierenden Satzes den indikativen Charakter des abhängigen Satzes zu unrecht beeinflußt. Warum sollte denn ein Zweifel an der eigenen Deutung ausgedrückt sein? Es soll doch nur das vom andern Teil Gesagte entwertet werden, nicht die Entgegnung, welche durch das »wohl« ja noch ironisch verstärkt wird. Nun, es ist wohl der Absprung einer jähen Feder, während die Willkür in modis und temporibus geradezu das System einer Tageschriftstellerei ausmacht, die im falschen Modus gern ihre Bildung und im falschen Tempus deren Imperfektheit zeigt. Was aber bedeuten selbst solche Formsünden in einer Sphäre, wo fast jedes Wort, das hervorkommt, Sünde wider den Geist ist, wo überhaupt nur mehr gestottert wird, um den schäbigsten Sachverhalt an einen Leser heranzubringen, der es vielleicht doch etwas besser sagen könnte, wenn er nicht täglich diesem verderblichen

Einfluß ausgesetzt wäre, so daß er schließlich selber zum Journalisten taugt. Ein Theaterkritiker, dessen apodiktische Ödigkeit sich in kurzen Absätzen auslebt, die jeder für sich nur einen Satz, aber dafür einen schlechten bilden, beschwert sich über seinen Sitznachbarn:

... der junge Mensch vergnügte sich damit, die Schnur an das Aluminium des Feldstechers zu reiben, was ein kreischendes, kratzendes, Nerven erregendes Geräusch verursachte.

Kein Wunder, wenn »an etwas reiben« als Akkusativ konstruiert wird. Aber das Geräusch hört nicht auf, denn:

... er wetzte die Schnur ausschließlich dann an das Fernglas, wenn der Vorhang hochgegangen war.

»An etwas wetzen« als Akkusativ ist freilich auch eine rechte Störung im Theater. Damit man aber sieht, was so ein Sitznachbar imstande ist, faßt der Kritiker seine Eindrücke noch einmal zusammen:

... Er rieb und wetzte die verdammte Schnur an das verdammte Aluminium. Für meine Erfahrung war das eine neue Nuance.

Für meine auch. Es muß schrecklich sein, so empfindlich für alle Geräusche, aber so verlassen von allem Sprachgefühl im Theater zu sitzen. Offenbar verwechselt man »reiben« und »wetzen« mit »rühren« und »stoßen«. In diesen Wörtern ist auch die Bewegung »an den« Gegenstand hin enthalten, »an dem« sich der Vorgang abspielt, während dort nur dieser selbst ausgedrückt wird. Man stößt sich an dem oder an das (gegen die Sitte anstoßende) Benehmen des Sitznachbarn, der aber die Schnur bloß an dem Aluminium reiben oder wetzen kann. Freilich, in der Wiener Presse würde es heißen: »man stoßt sich«, wie man ja dort auch »läuft«. Aber das Alphabetyarentum ist geradezu erfinderisch in Ausbau und Vertiefung dessen, was als Zeitungsdeutsch schon eingelebt ist. Daß in diesen Kreisen »nach dem« längst auf die temporale Bedeutung zugunsten der kausalen verzichtet hat, ist bekannt. Bühnen-Ausflüge fanden statt, nachdem der Wettergott ein Einsehen gehabt hatte: aber nicht »als«, sondern »weil«. Sie finden sogar statt, nachdem heute schönes Wetter »ist«. Daß aber »nachdem« nebst dem Präsens-Charakter sogar einen futurischen sich zuziehen kann, bedeutet eine große Errungenschaft. Beides ist in dem Folgenden geglückt:

Man wird sich überall in allen Theatern, die für Frau Roland in Betracht kommen, fragen, weshalb die Roland eigentlich aus dem Burgtheater weg mußte, nachdem Schauspieler und Schauspielerinnen, die sich mit dieser Frau beiweitem nicht messen können, seit Jahren behaglich im Burgtheater sitzen und wahrscheinlich bis an ihr seliges Ende dort sitzen bleiben werden.

Dieses »nachdem« bedeutet schon nicht mehr »weil«, sondern »während dagegen«. Nachdem etwas geschehen wird: einen temporellen Inhalt da hineinzudenken, dürfte ohne Kongestion nicht möglich sein. Es gelänge auch nicht am Beispiel einer bequemeren Materie, etwa: Man wird sich überall fragen, weshalb Herr Bekessy eigentlich von Wien weg mußte, nachdem seine Redakteure in Wien schreiben und wahrscheinlich bis an ihr seliges Ende hier weiter schreiben werden. (In Wien sitzen wird nicht einmal er.) Daß der Tandelmarktjargon druckreff geworden ist, ja daß es überhaupt keine andere Schriftsprache mehr gibt als ihn, offenbart der flüchtigste Blick in ein Zeitungsblatt. Es ist bereits möglich geworden, daß eine Wendung in Druckerschwärze erscheint wie diese:

Nach und nach entdeckte sie, daß es ihm an Sachen fehle, was jeder andere . . . besitzt.

Oder diese:

weil sie mit ihm Nachtmahl essen war.

Man fragt sich nun, wie (nicht wieso) insbesondere (nicht insbesondere) solches möglich ist. Denn es versucht geradezu den Jargon konstruktiv einzurichten. Schon die Wendung: »Ich war mit ihm essen« ist im Privatleben selten. Man hört gerade noch: »Ich war essen« und nur als Antwort, nämlich durch die Verführung der Frage: Wo warst du? Man kann sich akustisch vorstellen, daß einer bekennt: »Ich war baden«, aber doch nur als Antwort auf die Frage, was er unternommen habe. Fragt man einen, der sich nebenan im Badezimmer aufhält: Was tust du?, so könnte er natürlich nicht antworten: Ich bin baden. Auf die Frage, was er tun werde, nicht antworten: Ich werde baden sein. Sondern nur: Ich bade, oder: Ich werde baden. Für die Vergangenheit geht es irgendwie vom Mund. Nie aber selbst von diesem innerhalb einer festen Fügung, mit dem nachgestellten Hilfszeitwort: weil ich baden war, weil ich essen war, oder gar: »weil ich mit ihm Nachtmahl essen war«, also als richtiggehende Wortfolge. Hier ist

Neuland des Jüdelns erobert. Außer bei ganz wenigen einfachen Verrichtungen des täglichen Lebens wie »essen«, »baden«, eventuell »tanzen«, »eislaufen«, also was man so zu tun hat — aber schon nicht bei »schlafen«, welches doch nicht so kurz abgemacht wird — ist dieser entsetzliche Infinitiv mit diesem entsetzlichen »war« vorstellbar. Dem Leser, der das, was ihm im intimsten Kreis von der Lippe fließt, als kausale Konstruktion gedruckt findet, wird sogar noch das Mauscheln verhunzt. Er liest von einem Mann, der einen Preis gewonnen hat (denn mit so etwas entschädigt jetzt die Zeitung ihre Opfer):

. . . ist nach einer halben Stunde noch so aufgeregt, daß er den Bleistift nicht führen kann, um sich die Adresse zu notieren, an der er heute photographiert werden soll.

Aber der Reporter kann die Feder führen. Ein anderer schäkert: Schauen Sie sich den blauen Luftballon an, mit seinen schwellenden Formen, der so hübsch an der zierlichen Hand Ihrer Nachbarin in die Höhe ragt.

Oder er plaudert im Metapherndrang über Orangenschalen:

Der Fuß stolpert leicht über die dicke Haut des süßen Obstes. Sonst rutscht man in solchem Falle nur aus; aber die Metapher bleibt insofern doch heil, als man von derlei Geistern eben sagen kann: Das stolpert über eine Orangenschale! Wenn sie nur die Feder in die Hand nehmen, sehen sie schon nicht mehr das Ding, das sie beschreiben wollen, und verlieren noch die Vorstellung, die sie nicht haben. Auf diese Art können aber sogar Zeichnungen entstehen. Im Analphabetyarenblatt ist eine erschienen: ein alter Mann steht vor einer Wiege, in der ein Säugling schreit. Titel: »Brettner ist Vater geworden«. Text: — Was, nur ein Mäderl? Bei der Steuerpolitik, da muß man Junge kriegen . . .

Versteht man, was da passiert ist? Der Analphabetyar, der die »Idee« gehabt hat, war der Meinung, daß die Redensart: »Da muß man Junge kriegen« den Plural von »ein Junge« enthalte. Daß zu den Jungen, die man kriegt, gleichfalls ein Mäderl gehören kann, ahnte er nicht. »Ein Junges« (»das Junge«), Plural »Junge« (»die Jungen«) — »Ein Junge« (»der Junge«), Plural »Jungen« (»die Jungen«). Läßt man nun den Blödsinn zu, daß der Steuerpolitiker selbst »Junge kriegt«, während die

Verzweiflung, die in der Redensart ausgedrückt wird, doch der Zustand der Besteueren ist, so hätte der »Witz« natürlich lauten müssen: »Was, ein Kind? Ja, bei der Steuerpolitik, da muß man Junge kriegen!« Oder, dem Sachverhalt entsprechender: »Wie, er ist Vater geworden? Und wir haben geglaubt, daß wir Junge kriegen müssen!« So ist denn ein Zeichner das Opfer eines geworden, der nicht schreiben kann. Da heißt es immer, daß aller Anfang schwer sei; weit schwieriger ist alle Endung. Der Analphabetar wird sich im Zweifelsfalle immer für die unrichtige entscheiden. Er spricht davon, daß die Luxussteuer »für eine ganze Reihe von Artikel aufgehoben« wurde. Gleich darauf wird aber »der erste der drei Gruftdeckeln abgehoben«. So geht es auf und ab, aber immer falsch. Ein sehr häufiges Wort in diesen Kreisen ist doch »Mädel«; also wäre als Mehrzahl zu merken: die Mädel, der Mädel, den Mädeln. (Wozu gleich ein für allemal gesagt sei, daß der Genitiv von »Fräulein«: des Fräuleins, jedoch der Plural: die Fräulein heißt). Die Endung »-el« scheint in der Wiener Presse geradezu panikartig zu wirken. Sie wissen nicht, daß die Mehrzahl des Neutrums wie des Maskulinums nur im Dialekt (oder dort wo die stilistische Absicht diesen verlangt) das »n« verträgt. Also vielleicht »Mädeln«; keineswegs aber »Erdäpfeln«, dagegen »Kartoffeln«. Im Zentralblatt der Bildung hat kürzlich einer geglaubt, daß eine Epistel sächlichen Geschlechtes sei und folgerichtig konstruiert: »Eines dieser Epistel lautet«. Vor dem Fehler: »Eines dieser Episteln« hat er sich gehütet; doch vielleicht lernt er noch, daß »eine dieser Episteln« das beste ist. Offenbar hat er gedacht, mit »Epistel« sei das so wie mit »Kapitel«. Aber einer, der die Artikel verwechselt, sollte keine Artikel schreiben; höchstens Episteln. All dies und speziell »eine ganze Reihe von Artikel« ist gewiß bloß aus der Einschüchterung durch mich zu erklären. Ich hatte den analphabetarischen Plural »die Artikel« ebenso wie »die Titeln« gerügt, und da träute man sich halt nicht mehr. Es ist wohl eine der kulturell besonderen Tatsachen, daß der Beruf, dessen Aufgabe es ist, Artikel zu schreiben und Titel darüber zu setzen, sogar an der Bezeichnung dessen strauchelt, was er nicht kann. Und weil sie das Wesentliche nicht wissen, so wissen sie auch nicht, daß »ein Trottel« selbst in der Mehrzahl nur »Trottel« ergibt.

12
12 12

Aus einer Literaturgeschichte, die als Lehrmittel dient

Welchen Beruf die Journalisten verfehlt haben, läßt sich nicht im einzelnen Fall so genau bestimmen. Von den Literaturhistorikern aber kann man wenigstens sagen, daß sie den Beruf des Journalisten verfehlt haben und eben nur weil sie die Fähigkeit besitzen, noch schlechter zu schreiben, Literaturhistoriker geworden sind. Der Literaturhistoriker ist ein rückwärts gekehrter Analphabet. Als der stärkste Vertreter dieser Branche erscheint mir nun doch der Eduard Engel, und als der gefährlichste, weil er, wie ich höre, der beliebteste ist, der offiziell begünstigte, zu dessen Geist die sogenannten Lehrkörper gravitieren. Seine Geschichte der deutschen Literatur ist in Wien bei Tempsky erschienen, hat 31 Auflagen erzielt und ist ein unentbehrlicher Unterrichtsbehelf, so daß man die Anzahl der mit ihr traktierten Gehirne wohl mit etlichen Hunderttausend beziffern kann, ganz abgesehen davon, daß auch die Familien ihre Freude dran haben und vielleicht jüngst wieder mancher Weihnachtstisch von diesem Engel geschmückt wurde. Solche Vorstellung entbehrt keineswegs der Unappetitlichkeit. Doch die Verbindung der Begriffe Mittelschule, Lehrmittel und Mittelmäßigkeit ergibt schon ein exorbitantes Greuel, wenn man bedenkt, daß Generationen zu einem Wissen verpflichtet werden, das die Möglichkeit der folgenden Urteilsgegenüberstellungen bietet:

• Stefan George heißt der Versbauer, durch den diese ganze sich Dichtung nennende Hantierung einen nicht so leicht zu über-gipfelnden Gipfel erklommen hat: die Dichtung derer, die klangvolle Verse machen, aber nicht dichten können. — —

Als Probe seiner Meisterschaft in der erhabenen Sinnlosigkeit diene sein »Lämmer«-Lied:

Zu dunkler schwemme ziehn aus breiter lichtung
Nach tagen von erinnerungsschwerem dämmer
In halb vergessner schönheit fahler dichtung
Hin durch die wiesen wellen weißer lämmer

Lämmer der sonnenlust und mondesschmerzen,
Ihr keiner ferngeahnten schätze spürer!
Lämmer ein wenig leer und eitle herzen
Stolz auf die güldnen glocken eurer führer!

Alternde uns! in eurem Geiste junge!
 Lämmer von Freuden die für uns erkühlen
 Lämmer mit schwerem Schritt mit leichtem Sprunge
 Mit einem heut kaum mehr begriffnen fühlen!

Vorsichtigel vor keinen hängen scheue!
 Lämmer der wolunfriedigten Zisternen
 Lämmer zu alter doch bewährter treue
 Lämmer der schreckenlosen fernnen!

Hier haben wir ein Musterstück der ganzen Gattung: feierlicher Unsinn in wohlgefügtten Versen; in einer Sprache, die sich quält, Siriusfernen und Abgrundtiefen ahnen zu lassen, zugleich durch das Gebimmel des Anlauteims das Ohr zu bezaubern. . . .

Georges feierlich wellende, wallende, lallende, lullende Verse klingen so, als müsse dahinter eine wundersame, den Sinnen erdenhafter Sterblicher leider nicht vernehmliche Poesie schlummern; und es gibt unter seinen Lesern einige, die ob dieses Dichtungskaisers »neuen Kleider« in Verzückung geraten. Der Geschichtsschreiber aber kann nur wie das offenerzige Kindlein im Märchen ausrufen: »Dieser Kaiser hat ja garnichts an!«

Hingegen:

So recht der Wiener Lyriker, der seine lebensreiche, schöne Vaterstadt aus dem liebenden Herzen heraus besingt und in ihrem Geiste dichtet, ist der 1874 geborene Paul Wertheimer. In seinen Gedichten und Neuen Gedichten stehen heitere Lebensfreude und tiefer Ernst bis zur Schwermut in guter Mischung beisammen. Seinen eigensten Ton aber findet er in Liedern wie diesem:

Mein Wien!

Das ist mein Wien — mit seinen Dämmerplätzen,
 Mit seinen Gäßchen, schmal und still und traut,
 Mit seiner Brunnen leisem Liebesschwätzen,
 Mit seiner Kirchen weichem Orgellaut.
 Das ist mein Wien — mit seinen Marmorbauten,
 In fernen Duft vertauchend — ein Gedicht;
 Daneben gleich ein Haus, das mit ergrauten
 Gemäuern klug von alten Tagen spricht!

Und zwischendurch dies sorglos leichte Schlendern
 Von Frauenschönheit, die sich rhythmisch biegt,
 Mit kecken Hüten, zierlichen Gewändern,
 Von losen Klängen in der Luft gewiegt — —
 Mein Wien! du bist mir lieb, wie meine Seele;
 Wo Brunnen rauschen, stille Gäßchen stehn,
 Und Prunkpaläste fern im Dunstgeschwele
 Und Frauenlocken frei im Winde wehn.

Der Münchener Frank Wedekind, geb. 1864, ist eine von den Tagesberühmtheiten, wie sie nur auf Großstadtboden gedeihen, so recht einer aus der »Literatenliteratur«. Niemand vermag ein Werk Wedekinds zu nennen, das mehr wäre als ein kunstloses Gemengsel aus einigen mehr närrischen als wahrhaft komischen Einfällen, sehr viel Plathheit, fast noch mehr Langweile, nur einem geringen Ansatz zur Charakterzeichnung und sehr vielen Erinnerungen an Strindberg. Tut nichts, denn Wedekind will kein Kunstwerk schaffen, sondern er will verblüffen, und jedes Mittel dazu ist ihm recht. . . . Wedekinds vier- und fünftaktige Stücke: Der Marquis von Keith und Der Erdgeist (1902) gleichen allzulangen Zirkusvorstellungen mit lauter solchen Hanswurstspäßen. Statt zu lachen, langweilen wir uns unaussprechlich. . . . Ganz leer ist auch sein symbolisch gemeintes Märchenkönigsdrama »So ist das Leben«, trotz den verzweifelten Versuchen Wedekinds, tief sinnig zu erscheinen. Er gehört zur Gattung derer, die wunderwas möchten, aber nichts Rechtes können. Er möchte witzig sein, aber ihm gelingt kein Witz; er möchte uns durch Teufeleien schrecken, aber wir lachen ihn aus. Durch das noch weit mehr langweilige als verrückte Stück Hidalla (1905) hatte er seinen Ruf als genialer Querkopf selbst bei denen eingebüßt, die hinter jeder modischen Narretei ein Weile herlaufen. Seinen wahren Beruf hat er spät entdeckt; er wurde Schauspieler, ein mittelmäßiger, an einem Berliner Theater.

Zuletzt errang einen der größten Theatererfolge unserer Zeit seine sogenannte Kindertragödie Frühlings Erwachen. . Als das Stück 10 Jahre zuvor im Buch erschien, blieb es mit Recht unbeachtet oder erregte Widerwillen durch die stümperhafte, ja unliterarische Form, in der ein an sich erschütternder Stoff . . . behandelt war. Bei der Aufführung wirkte der bloße Stoff, und in den Erörterungen über das Stück wird immer nur von dem Stoff gesprochen. Gerade an diesem erfolgreichsten Stücke Wedekinds zeigt sich seine unheilbare Dilettanterei. Es gibt wenige Bühnenschriftsteller mit so taubem Innenohr für echte Menschensprache wie den angeblichen Naturalisten Wedekind: er läßt seine Sekundaner und Backfische unerträglich papierenen Schwulst daherreden. — Noch um einige Stufen tiefer steht sein ebenso widerwärtiges wie kunstloses Stück »Musik« (1908). — Wedekind hat einen Band Gedichte gesammelt, in dem neben einigen netten Späßchen das platteste und poesieloseste Zeug steht.

Hingegen:

Ein wertvoller erster Dramatiker ist Felix Salten (geb. 1869 in Budapest), der Dichter eines österreichischen Soldatenstückes »Der Gemeine« (1899) mit saftiger Volkstümlichkeit und starker Leidenschaft. Seine drei Einakter »Vom andern Ufer« (1908) zeugen von tiefer Seelenkunde und versprechen noch Besseres.

Aus etwas derberem Stoff ist Rudolf Lothar, geb. in Budapest 1865. Er hat . . . mit einem seiner phantastischen Dramen: König Harlekin (1900) einen nicht unverdienten Erfolg gehabt. Ein Harlekin, allerdings nicht der erstbeste, wird König und benimmt sich durchaus

nicht unköniglich. Leider hinterläßt das kühne Maskenspiel . . . keinen genügend starken Nachhall. . . Von seinen aufgeführten Stücken ist das einaktige Schauspiel Cäsar Borgias Ende das künstlerisch bedeutendste. Lothars Borgia ist wirklich ein Gewaltmensch der Renaissancezeit. . .

Gröber und unfreundlicher [als Raimunds] ist das dramatische Lebenswerk des andern österreichischen Possendichters Johann Nepomuk Nestroy aus Wien (1802—1862), der wie Raimund die Schauspielerei mit der Schriftstellerei verband. Übereifrige Bewunderer haben ihn den »Wiener Aristophanes« genannt und dadurch bewiesen, daß sie nicht viel von Nestroys und nichts von Aristophanes' Bedeutung verstanden haben. Von seinen in 12 Bänden gesammelten Possen sind heute wohl nur noch die beiden: »Einen Jux will er sich machen« und »Lumpazivagabundus« am Leben. Nestroy steht neben dem dichterisch heiteren Raimund als ein Schriftsteller, der an nichts und an niemand glaubt, alles hämisch begrinst und seine innere Säure unter Witzeleien und Zweideutigkeiten versteckt. Hebbels Ausspruch: »Wenn der an einer Rose riecht, so stinkt sie«, trifft Nestroys Wesenskern. Seine Stücke sind überdies schlecht gebaut, spannen nicht bis ans Ende, sondern ermüden früh. Außer dem geflügelten Wort »Lumpazivagabundus« stammt von ihm das rührende Lied von »Eduard und Kunigunde, Kunigunde und Eduard« her.

Hingegen:

Ihm (Hermann Bahr) sei gegenübergestellt der leider zu früh verstorbene C. Karlweis (Karl Weiß) aus Wien (1850—1902) als ein trefflicher Vertreter des »österreichischen gesunden Menschenverstandes« im Drama, von dem Grillparzer einst geschrieben. Seine Volkstücke waren von der guten Art, schwächer als Anzengrubers, aber hoch über allem, was Berliner Posse heißt. Zuweilen erinnert er ein wenig an den guten alten Raimund, z. B. in einem seiner letzten Stücke »Das liebe Ich«. Das volkstümliche Theater der Gegenwart hat in ihm einen seiner gar wenigen echten Pfleger verloren.

Ein anderer Wiener, Peter Altenberg, geb. 1862, findet die bisherige Erzählungskunst zu umständlich, ihre Gebilde zu lang. Wir leben in der Zeit der eingedampften Nahrungsmittel, da sollten wir sie auch in die Kunst einführen. . . .

Eine Ahnung von dieser neuen Chemie der künstlerischen Nahrungsmittel kann nur eine Kostprobe geben, z. B. aus der Sammlung »Wie ich es sehe« (1896):

»Zahlen wir«, sagte Albert. Sie gingen langsam durch die stillen warmen Straßen. Alle schwiegen. Albert ging neben dem jungen Mädchen dahin. Straße, Straßenecke, Straße, Straßenecke, Straße, Straßenecke, Haustor. Stiller Hausflur, stille Stiege, brim, brim, brim, brim, stilles Vorzimmer, stilles Wohnzimmer, Dämmerung. Albert setzte sich in einen Fauteuil. Das junge Mädchen setzte sich ans Fenster. Albert starrte vor sich hin. Das junge Mädchen begann leise zu weinen.

Sie weinte und weinte — — —. Die Mutter kam leise herein und ging wieder hinaus — —.

Man beachte die feinen Unterscheidungen zwischen zwei und drei Gedankenstrichen! Altenbergs Gedankenleiter reicht von einem bis zu fünf Gedankenstrichen, und da auch diese Noten tief sinniger Innenmusik nicht hinreichen, so müssen Ausrufzeichen, allein oder im Gemisch mit Fragezeichen, aushelfen Wie alle diese uns rückständigen deutschen Philistern uneinholbar vorausgeeilten Nachäffer einiger untergeordneter Franzosen schmückt er sein Buch mit einem französischen Wahlspruch und einem französischen Vorwort, teils von Huysmans, teils von ihm selbst. Merkwürdig, daß die Franzosen sich um alle diese lächerlichen deutschen Französer nicht im mindesten kümmern.

Hingegen:

Der am reichsten begabte unter den jüngeren österreichischen Lyrikern der Gegenwart ist Hugo Salus aus Böhmisches-Leipa, geb. am 3. August 1866. Er lebt als Arzt in Prag, wohl der einzige Arzt unter den hervorragenden Lyrikern unserer Zeit . . . und läßt uns wieder bedenken, daß Männer mit einem so verantwortungsvollen Menschheitamt nicht zu lyrischen Gauklerkunststückchen und gemachtem Tiefsinn aufgelegt sein werden. Unter den Symbolisten, Dekadenten, Artisten, Ästheten und wie sonst diese Parisischen Modebenennungen lauten, steht kein Arzt!

Salus ist den meisten Lesern besser aus Beiträgen für die ‚Jugend‘ und andre Zeitschriften bekannt als aus seinen Gedichtsammlungen. Das ist schade, denn gerade seine schönsten Gedichte eignen sich nicht für Zeitschriften, und die sich dafür eignen, verzerren sein dichterisches Bild. Er ist ein Sänger und ein Bildner, und die Beimischung des goldigen Humors gibt keinen schlechten Dreiklang Als sein Hauptkennzeichen darf gelten die Kraft des lyrischen Ausschöpfens eines geschauten Bildes oder inneren Erlebnisses.

In dem schönen Auswahlband aus seinen Sammlungen . . . stehen mehr in sich vollendete kleine Kunstwerke als in einigen Dutzend Bänden bekannterer Lyriker und machen die Auslese bezeichnender Proben schwer. Den Sänger und Bildner erkennen wir in dem ›Liedchen‹:

Unter dem Schirmchen aus blutroter Seide
Wandelt sie glutübergossen einher
In ihrem blühenden Frühlingskleide,
Wie wenn der Frühling ein Mädchen wär.

Und, verirrt von blumigen Wegen,
Gaukelt ein Schmetterling vor ihr her,
Und ein Knabe staunt ihr entgegen,
Wie wenn das Mädchen ein Frühling wär.

Inschriften

Kritik

Wie kam's, daß sie so heftig auf mich schalten?
Sein Teil wird jedem nach Gebühr.
Sie hielten nichts von mir?
O nein! Ich hab von ihnen nichts gehalten.

Liebe

Sie gab ihm viel: er fühlt' sich arm;
er wollte alle ihre Gaben.
Ihn hieß der heiße Herzensharm
nach den verborgnen Schätzen graben.
Ein Leben war's, daß Gott erbarm:
Der Arme! Was muß sie gelitten haben!

Entfernte Betrachtung

Angetan durch Teufels Tücke
ist der Schöpfung eine Lücke.
Willenswoge, Tatenwelle,
alles drängt um diese Stelle.
Alle Werke, alle Worte
wirken, weben zu der Pforte.
Kraftgewinn aus dem Geheimnis,
Kraftverlust durch das Versäumnis.
Doch den Ausfall zu versüßen,
läßt sich Lust und Lücke büßen.

Wie in Zeit und Streit ihr schaltet,
dieses Spiel ist unveraltet.
Enkel bleiben wie die Ahnen
dieses Reiches Untertanen.
Sitte, wenn sie sich entrüstet,
rüstet ab, wenn es gelüstet.
Staatendinge, Heldenhandlung,
alles unterliegt der Wandlung.
Tags droht des Tyrannen Stirne,
nachts entspannt von einer Dirne.

Einst ersahst du ihre Züge,
da erfuhrst du seine Lüge.
Blieb aus dieses Lebens Rissen
nichts als wie es ist zu wissen:
kannst in deinen späten Tagen
du vom Glück der Liebe sagen.
Angetan durch Teufels Tücke
ist der Schöpfung eine Lücke.
Laß, den Ausfall zu versüßen,
sie zu deiner Lust sie büßen!

*Druckbeginn Montag
29 Uhr.*

Seit Mitte Dezember wurden die folgenden Beträge abgeführt:

Dem Landerziehungsheim Obritzberg der »Bereitschaft« (Erlös aus Rezensionsexemplaren, älteren Nummern der Fackel, einem Autogramm und aus Photographien und Karten [Aufnahmen aus den Ateliers Trude Fleischmann, Wien und Joël-Heinzelmann, Charlottenburg] S 19.—, ein Abonnementrest und eine Spende von N. N. anlässlich der »Hannele«-Vorlesung S 15.—) S 46.06.

Von dem Ertrag der Vorlesungen 10. Dezember, 6., 22., 24., 30. Januar und der volle Ertrag der Vorlesung 5. Februar (S 361.—) an Bedürftige S 598.—.

Diversen Zwecken S 34.—.

Dem Israelitischen Blindeninstitut Hohe Warte und einer Notleidenden die Spende von A. S. Berlin M 200 = S 336.—.

An Bedürftige die Ersatzgebühr für eine verlorene Postsendung / *m*
S 45.—.

Den Armen der Stadt Wien in Form von Geldstrafen der »Stunde« (Vergehen und Übertretung nach dem Urheberrechtsgesetz) S 300.—.

Der »Bereitschaft« (Obritzberg) die Buße der »Stunde« für Verzögerung des Abdrucks zweier Urteile S 200.—.

An Bedürftige die von der »Stunde« bezahlten Kosten von vier Klagen wegen eines dieser Fälle (durch Dr. Oskar Samek) S 92.—.

Gesamtsumme seit Mitte Juli 1922: S 45.983.65

*I (may Abzug d
Einbringungsgebühr)*

Notizen

Inkognito

Die Mitteilung über den »Zwischenfall« auf dem Paneuropakongreß (Nr. 743—750, S. 67) bedarf einer wesentlichen Ergänzung. Der Bericht der Kongreßleitung über den vom Redner Dr. Kurt Hiller berichtigten Passus, welcher nur in der Arbeiter-Zeitung erschien, enthält auch insofern eine Unwahrheit, als, wie mir versichert wird, die Nennung eines preßwidrigen Namens überhaupt kein »Zischen«, sondern nur, erstaunlich genug, den »lebhaften Beifall« der Versammlung geweckt hat. (Der Protest habe sich gegen das vorher über die Demokratie Gesagte gerichtet.) Wie unbequem aber, wenn schon nicht den Angehörigen, so doch der Regierung Paneuropas die Berufung auf mich war, geht aus der Tatsache hervor, daß die Zeitschrift 'Paneuropa' (II 13/14) zwar einen ausführlichen Bericht über die Tagungen bringt, in welchem weder der Bruderkuß der beiden Studenten fehlt, noch der zweifellos tiefgefühlte Gruß der Internationalen Schauspielerorganisation, den Herr Rickel überbrachte, aber aus der Hillerschen Rede just die Stelle, die sich auf mich bezieht, herausgestrichen ist. Damit schließt sich die offizielle Berichterstattung Paneuropas der Tagespresse Wiens an, die aber wenigstens von einem nicht näher beschriebenen »Zwischenfall« zu melden wußte. Der Leiter der paneuropäischen Bewegung war so freundlich gewesen, mir die Inkognitologie des Großen Konzerthausaales, wo der Kongreß abgehalten wurde, anzubieten. Ich hatte — noch ehe ich wußte, daß der Hintergrund mit den Bildern Kants, Napoleons und Nietzsches geschmückt sein werde — mit allem Dank für die Aufmerksamkeit abgelehnt, da ich ja überhaupt nichts mitmache. Nun ist mein Inkognito noch sicherer gewahrt. Ich glaube, daß die öffentliche Meinung Paneuropas nicht anders mit mir verfahren würde als die Europas und über den Zwischenfall, wie immer er in Erscheinung träte, zur Tagesordnung überginge.

Das 'Tribunal' verwendet gegen die Sozialdemokraten die Stelle in Nr. 743—750 der 'Fackel', worin Ausspucken als eine unzulängliche Widerlegung konkreter Anwürfe bezeichnet wurde. Ich bin nie davon erbaut, wenn die Fackel von welcher Seite

(1) (1)
Fackel,

immer für deren Zwecke herangezogen wird, da sie allen ein unzuverlässiger Bundesgenosse ist. Wie hoch ich aber insbesondere die Ehre dieser letzten Zitlerung einschätze, mag aus der Tatsache hervorgehen, daß ich gegen ein sozialdemokratisches Blatt wegen der Bemerkung, daß eben jener Satz »im Kriminal-Tribunal des Alexander Weiß« hätte stehen können, die Ehrenbeleidigungsklage eingebracht habe. Daß er nun wirklich dort steht, wird für den Wahrheitsbeweis kaum ausreichen. Dadurch könnte sich höchstens das 'Tribunal' mitschuldig machen, da sein Wohlwollen gewiß den Tatbestand der Ehrenbeleidigung bildet.

Briefwechsel mit einem Innsbrucker

Innsbruck, am 30. Dezember 1926

Zu Ihrer Glosse: »Verwünschte Namensgleichheit« im letzten Heft der Fackel teile ich Ihnen mit, daß der von Ihnen jetzt so verachtete Franz Gruener derselbe Franz Gruener ist, der im Mai-Heft 1920 Ihrer Zeitschrift eine große Rolle spielt. Gruener war bestimmt damals schon des »Verbrechens« schuldig, »während des Kriegs mit einer Dekoration in den interessanten Blättern konterfeit erschienen zu sein«. Gruener war im Mai 1920 schon Sozialdemokrat, Großkapitalist und Schlösserbesitzer, dürfte schon damals »mit seiner Gemahlin im Kostüm der Ritterzeit an der Fassade seines Besitzes geheftet haben«, kurz und gut, alle »Schändlichkeiten«, die Sie ihm heute vorwerfen, hat Gruener schon vor dem Mai 1920 begangen und trotzdem wurde er von Ihnen für würdig befunden, als ein Kronzeuge für Sie und ein Beschützer Ihrer Innsbrucker Vorlesung zu fungieren und in Ihrer Zeitschrift öfter genannt zu werden.

Ihr Angriff ist deshalb, wenn nicht eine Inkonsequenz, so bestimmt ein Akt der Undankbarkeit gegen Franz Gruener.

Hochachtungsvoll

Wien, 4. Januar 1927

Sie unternehmen den Versuch, eine »verwünschte Namensgleichheit« durch die Enthüllung einer Identität aus dem Feld zu schlagen, von der Sie natürlich — Innsbrucker Ironiker, der Sie sind — sehr wohl wissen, daß sie dem Verfasser jener Glosse bekannt war. Was Sie ernsthaft wollen, ist die Herstellung eines Widerspruchs zwischen jener Glosse und dem Umstand, daß Herr Franz Gruener angeblich im Mai-Heft 1920 »eine große Rolle spielt«. Sicherlich wäre zwischen Ihrem Brief und dem geistigen Milieu, das im Mai-Heft 1920 gekennzeichnet ist, kein

solcher Widerspruch nachweisbar. Denn wenn es selbst wahr wäre, daß Herr Franz Gruener in diesem Heft eine größere Rolle spielt als die, daß seine Ordner Tätigkeit in zitierten Berichten erwähnt wird, so hätten Sie noch immer nicht bedacht, daß zum Vorwurf der »Inkonsequenz« der Nachweis unerläßlich wäre, daß dem Autor der Glosse »Verwünschte Namensgleichheit« schon im Mai 1920 alle die Lebensfakten des Herrn Gruener bekannt waren, die in der Glosse berührt sind, und jedenfalls mehr bekannt war, als daß er Landeshauptmannstellvertreter und sozialdemokratischer Funktionär gewesen ist. Ihre »Enthüllung« beschränkt sich somit auf die Tatsache, daß der Mann sechs Jahre bevor die inzwischen publik gewordenen Dinge ihn zum Verzicht auf seine politische Stellung bewogen haben, in einem Innsbrucker Saal eine Haltung an den Tag gelegt hat, die mit dieser keineswegs inkompatibel erschien. Was Sie enthüllen, ist die dem Verfasser bekannte traurige Identität jenes Herrn Franz Gruener, der sich damals als Sozialist betätigt hat, und des Gleichnamigen, der auf Ritterburgen haust. Eine Identität, die dem Verfasser persönlich bei weitem nicht so nahegeht wie die bloße Namensgleichheit mit einem edlen Toten, aber doch gerade den Grund bildet, diese als peinlich zu empfinden. Nicht daß ein beliebiger Realitätenbesitzer so heißt, aber daß ein Sozialist, der solche Passionen hat, so heißt, war ja der Ausgangspunkt der Erörterung. Was Sie enthüllen, ist nicht so sehr ein Widerspruch der Fackel als der des Herrn Gruener, und etwa der der sozialdemokratischen Partei, die vielleicht früher als der Innsbrucker Vorleser erfahren hat, daß Herr Gruener ein Großkapitalist sei, dessen Würdigkeit, als Beschützer der Innsbrucker Vorlesung zu fungieren, sicher nicht dem Ortsfremden zur Last gelegt werden könnte. Sie dürfen schon glauben, daß die Erinnerung an seine Ordner Tätigkeit, die im Mai-Heft 1920 als Faktum eine Rolle spielt, auch in der Glosse hätte Platz finden können und daß der Autor ihr nicht etwa darum ausgewichen ist, weil sie ihn mit dem Angriff unvereinbar gedünkt hätte. Was in jenem Heft steht, dürfte außer Ihnen auch anderen Lesern der Fackel bekannt sein, die freilich nicht über eine ähnliche Schärfe der Kombinationsfähigkeit verfügen mögen, und keineswegs konnte der Herausgeber sich darauf verlassen, daß der von Ihnen bemerkte Widerspruch nicht eines

M. M.

Tages hervorkommen werde. Wir können ja nicht umhin, Ihnen vor allem darin zuzustimmen, daß der Herr Gruener bestimmt schon im Jahre 1920 »des Verbrechens schuldig« war, »während des Kriegs mit einer Dekoration in den interessanten Blättern konterfeit erschienen zu sein«. Wäre aber auch nur diese Tatsache dem Autor bekannt gewesen, so hätte er vielleicht nicht gezögert, dem Wunsche Ausdruck zu geben, Herrn Gruener lieber auf Seite der Ruhestörer gegen einen antimilitaristischen Vortrag als unter den Ordern zu wissen. Hat jedoch Herr Gruener schon damals auch »mit seiner Gemahlin im Kostüm der Ritterzeit an der Fassade seines Besitzes geheftet«, so hätten Sie, der es gewußt zu haben scheint, sich unstreitig ein Verdienst erworben, wenn Sie es dem Herausgeber der Fackel rechtzeitig mitgeteilt hätten, der gewiß nicht angestanden wäre, die Saaldienste des Herrn Gruener als unfeudal abzulehnen, auf die Gefahr hin, daß Sie dies schon damals für einen »Akt der Undankbarkeit« gehalten hätten. Selbst wenn er jedoch Herrn Gruener um diese Dienste ersucht hätte, so könnte er die Statuierung einer Dankespflicht, die das Verschweigen unrühmlicherer Handlungen einschließt, höchstens von einer parteipolitischen Moral gewärtigen. Wir möchten Sie aber trotz dem feudalen Briefpapier, das Sie verwenden, nicht für einen engeren Gesinnungsgenossen des Herrn Gruener halten, sondern eher, und zwar sowohl wegen der Gedankengänge Ihres Schreibens als auch wegen Ihres slawischen Namens, für einen deutschnationalen Politiker. Da wir demnach auch ein Verständnis für die Belange der deutschen Sprache bei Ihnen voraussetzen, so wollen wir Sie darauf aufmerksam machen, daß Sie den Satz über das Kostüm aus der Ritterzeit falsch aus der Fackel zitiert haben, indem man nämlich in solchem Kostüm zwar »an die Fassade seines Besitzes sich heften« oder »an der Fassade haften«, aber nicht gut »an ihr heften« kann. Schließlich möchten wir noch bemerken, daß der Herausgeber, wengleich grundsätzlich kritischen Äußerungen von Lesern abhold, die Ihrige doch /als ein Innsbrucker Lebenszeichen nach so langer Zeit/sympathisch begrüßt hat und nur das bedeutende Briefformat — das seine endliche Ernennung zum Ehrendoktor der Universität Innsbruck vermuten ließ — als Widerspruch zum Inhalt empfinden mußte. Sie haben freilich

nicht unrecht getan, das luxuriöse Papier, welches in ähnlicher Qualität wahrscheinlich in keiner Großstadt zu haben ist, nur einseitig mit Schreibmaschinschrift zu beschreiben, indem Sie offenbar angenommen haben, daß Ihre Mitteilung zum Abdruck in der Fackel geeignet sei. Das ist sie in der Tat — bis auf den großzügigen Namenszug, der, jeder Buchstab ein Bismarck, gleichwohl zu kurz kommen muß.

„Deutsche Republik“ (Frankfurt a. M. 1. 8. 17. Dezember, Herausgeber Reichskanzler a. D. Dr. Josef Wirth): Krieger oder Schlächter? Von Karl Thieme. — Buch- und Kunstrevue der „Wirtschaftskorrespondenz für Polen“ (Katowice, 6. Oktober): »Die Fackel«. — „La Nouvelle Revue Socialiste“: Revue de Revues, S. 638 (Datum unbestimmbar). — „Die Wahrheit“ (Prag, 20. Dezember, V. 24): Um den Friedenspreis. Antworten von Kurt Hiller und Theodor Lessing.

In Nr. 735—742, S. 60, Z. 4—6 v. u. statt »ergeben, auch dem . . . bedürfen, einen«: *ergeben, dem . . . bedürfen, noch* einen.

In Nr. 743—750, S. 88, Z. 7 statt »Nacht.«: *Nacht*; S. 90, Z. 14 v. u. nach »Ding« ein Komma.

»Wörter unbekannter Bedeutung, welche ich in den letzten Monaten in Zeitungen gefunden habe: ‚Feixen‘, ‚Preschen‘, ‚Flitzen‘, ‚Schliddern‘ (Hineinschliddern), ‚Kuscheln‘, ‚Verheddern‘. Das sind lauter Verba. — ‚Das Gespräch schleppte hin‘ (ohne ‚sich‘!). —

Eigenschaftswörter: ‚rank‘ (schlank?), ‚keß‘ (!?).

Wenn das so fortgeht, wird man ja bald ein Wörterbuch brauchen, um die Zeitung zu lesen.«

Ein Wirrsal aus Mißverständnis der Sprachlehre und aus Mißverständnis der Preßkritik. (Von einem Leser, der unter verschiedenen Chiffren immer wieder derlei unternimmt.) »Schleppte hin« ist eine Bemängelung, die nichts mit dem sonstigen Schmerz zu tun hat; betrifft eine gar nicht unrichtige Fügung, da dieses Verbum auch intransitiv gebraucht werden kann. Wenn nicht jede Zeile um diese Wendung herum

Schlimmeres enthalten hat, wäre die Zeitung ein Hort der Sprache. Was die unbekanntenen Zeit- und Eigenschaftswörter betrifft, so ist zu sagen, daß sie bekannt sind und daß es erfreulich ist, wenn in den Zeitungen im greulichen Wust von Kommis- und Börseaner-Deutsch so etwas einmal vorkommt. Denn die angeführten Wörter sind gutes Deutsch, »schliddern« freilich eine Verpeußung von »schlittern«; »kuscheln« und »keß« dürften zwar nur in einem Berliner Dialektwörterbuch zu finden sein, was aber die Möglichkeit der Anwendung innerhalb der dargestellten Sphäre durchaus nicht beeinträchtigt, zum Beispiel nicht, wenn ich den Kerr, dessen Eigenart der häufige Gebrauch des Wortes ist, einen kessen Jungen nenne. Aber da sieht man, wie flüchtig ich die Zeitungen lese, wenn mir so gute Wörter wie »feixen«, »preschen«, »flitzen« und »rank« dort noch nie aufgefallen sind. Die Beschwerde, daß man »bald ein Wörterbuch brauchen wird«, ist ein Klischee, das von der Notwendigkeit, in einem Fremdwörterbuch nachzuschlagen, bezogen wurde. Da es sich um deutsche Wörter handelt, so kann nicht von Fehlern dessen, der sie gebraucht, die Rede sein, nur dessen, der sie nicht kennt, also ausnahmsweise nicht der Zeitung, sondern des Lesers. Der Übel größtes wäre es ja keineswegs, wenn man ein Wörterbuch brauchte, um die Zeitung zu lesen. Denn man würde dann wahrscheinlich vorziehen, das Wörterbuch zu lesen, und die Zeitung ~~aufgeben~~. Gemeinhin findet man in dieser ja kein Wort, das in jenem vorkommt.

T
H muß mehr
benutzen.

Der Ausverkauf des deutschen Geisteslebens dürfte, nebst allem was sich in den Theaterbasaren abspielt, durch nichts so deutlich bezeichnet sein wie durch die Tatsache, daß der Verlag Reclam die Auswahl der Goethe-Lyrik einer Wiener Kaifirma übertragen hat. Herr Stephan Zweig also ist der Durchseher und Bevorworter Goethes, dessen Lyrik ja tatsächlich im Gebiet der deutschen Kultur bis heute nicht so stark durchgegriffen hat wie die Werfels. Das Vorwort war natürlich in der Neuen

Frelen Presse abgedruckt und dürfte in jenen Kreisen, wo das eigene lyrische Schaffen Zweigs das Echo gefunden hat: »E Baum, e Fluß — schon e Gedicht!«, durch die Verbindung mit Goethe geradezu Aufsehen erregt haben. Wenn man nun den terminologischen Plunder, mit dem alle diese Wie wenn- und Wenn schon-Essayisten sich behaben und betun, dreist abkratzt, dann bleibt ein Stil zurück von einer geistigen Dürftigkeit, die man noch vor dreißig Jahren zum öffentlichen Ausdruck ungeeignet befunden hätte. In diese Kategorie gehört alles, was jetzt in Wien, in Prag und infolgedessen in Berlin an Zeitschriften mitarbeitet oder gar solche herausgibt. Alle diese Leute besitzen die Fähigkeit, ihre Unfähigkeit, einen deutschen Satz zu schreiben, so lange zu verbergen, bis sie durch eine natürliche Regung, wie etwa Wut, die zu polemischer Äußerung zwingt, dem feuilletonistischen Getue entrafßt werden. Dann erscheinen sie förmlich auf ihrem eigensten Flachland ausgesetzt. Mit Goethe kann man täuschen. Obschon nicht mich, der stracks hinter künstlichem Blätterwerk den dürren Zweig ergreift. Denn daß einer mit Vorliebe von einer »Mannigfalt« spricht, kann mich nicht blenden. Selbst nicht, wenn sie »aus irgendeinem Unkommensurablen« kommt. Denn da möchte offenbar Kommisbildung irgendwo hinaus. Weit gebracht, wenn Herr Zweig berufen ist, für Deutschland Gedichte Goethes auszuwählen, und auch solche, »die Anspruch des Daseins und Gewähltseins forderten, aus einem andern Recht als dem ihres bloß künstlerischen Gewichtes«. Einen Anspruch fordern ist wohl eine etwas starke Forderung. Dasein und Gewähltsein: tut sich was; als ob ein Goethedicht nicht auch da wäre, wenn es von Herrn Zweig nicht gewählt wäre. Aber welchem Feuilletonleser würde ein so kultivierter Stil nicht den Unsinn verbergen können? Doch bei Herrn Zweig »entbreitet« sich auch was, und so was macht immer Eindruck. Oft glaubt er — gleich jenem »gleichte« — »ein« Seltenes gefunden zu haben, aber es ist bloß ein Falsches. Die Deutschen, die nun Goethelyrik unter der Ägide des Herrn Zweig erleben können, werden eine »hinjagende Begeisterung« empfangen, »die allmählich aufschwebt zu schauender Bedacht«. Abgesehen von der prächtigen Vorstellung ist also der Goethe-Herausgeber der Meinung, daß »Bedacht« weiblichen Geschlechtes sei. Muß ich für Reclam etwa auf dem Wacht

stehen? Hoffentlich wird er aber einen Bedacht auf die zweite Auflage haben und wenn schon nicht das ganze Vorwort, so doch diese Feinheiten, die aus irgendeinem mit Goethe Unkommensurablen kommen, aus dessen geweihter Nähe entfernen. Ich fordere den Anspruch des Nichtdaseins!

Lawrence, The University of Kansas
den 11. Dezember 1926

Sehr geehrter Verlag!

Daß der Herausgeber der Fackel auf fremde Anregungen nicht angewiesen ist, wissen seine Leser recht wohl. Trotzdem will ich mir erlauben, auf eine Annehmlichkeit, welche ich im eignen Fall als Wohltat empfinden würde, hinzuweisen, die er seinen Lesern bereiten könnte und die sie ihm sehr danken müßten.

Es ist oft äußerst schwierig, wenn man gerade ein Gedicht von einem früheren Mitarbeiter der Fackel wieder lesen möchte, die gewünschten Verse zu finden, nie weiß man Heft oder Jahrgang genau, und so muß man immer wieder in den schon sowieso zerlesenen Heften nachschlagen, bis endlich das Gesuchte gefunden ist. Hätte man das alles handlich beisammen, so könnte man nach Lust blättern, und es wäre eine so schöne Gabe für die Freunde der Fackel. Ein Gedichtband: Lyrik der Fackel, von Karl Kraus ausgewählt — das ergäbe eine kleine Anthologie, die einmal zur Abwechslung keine Geistesbeleidigung wäre!

Hochachtungsvoll

A. B.

Wien, 28. Dezember

Hochgeehrter Herr!

Wir danken Ihnen bestens für Ihr so freundliches Interesse, müssen Ihnen aber offen bekennen, daß an jede andere Buchausgabe eher zu denken wäre als an die von Ihnen freundlich angeregte. In Anbetracht der Entwicklung, die gerade etliche unter jenen lyrischen Mitarbeitern als Erfolgsjäger und in die Journalistik leider genommen haben, könnte es sich höchstens um eine planmäßige Ausgabe von Beiträgen handeln, die in der

Fackel zu Unrecht Platz gefunden haben. Dies gilt natürlich nur für einen Teil jener Beiträge, der doch aber in einer Ausgabe, wie Sie sie im Sinne haben, keineswegs fehlen dürfte. Mögen nun auch manche Leser der Fackel eine solche wünschen, der Herausgeber vermißt sie ganz und gar nicht. Wäre aber nur der rein buchhändlerische Standpunkt maßgebend (was er für eine Buchausgabe der Fackel in keinem Falle sein kann), so mögen Sie überzeugt sein, daß nicht hundert Leser für ein solches Buch in Betracht kämen, es wäre denn, daß man seine Verbreitung der Beliebtheit des Herrn Werfel danken sollte. Ganz abgesehen von all dem läßt die fortdauernde Arbeit so wenig Zeit übrig, auch nur ein Teilchen der vielen noch zu besorgenden und wichtigen Buchausgaben zu bewältigen, daß an die Arbeit, die Sie in der anerkanntesten Absicht vorschlagen, auch dann nicht gedacht werden könnte, wenn sie als solche dem Herausgeber wünschenswert wäre. Die von Ihnen berührte Schwierigkeit, alte Beiträge aufzufinden, besteht doch wohl in weit höherem Grade und empfindlicher gegenüber den unzähligen Glossen, deren Titel nicht gleich einem Autornamen vom Umschlag der Fackel abzulesen ist. Wer diese Autoren noch leichter auffinden möchte, muß sie eben in ihren eigenen Ausgaben aufsuchen, wo sie sich ihres Ursprungs freilich kaum rühmen dürften. Aber der Herausgeber der Fackel hat nicht die geringste Ursache, ihn zu reklamieren, es wäre denn dort, wo Publikums- und Preßblinde, die ihm leider den Start verdanken, gegen ihn frech werden. Ohneweiters ist zuzugeben, daß die alte Leistung, die zweifellos in strengerer Zucht entstanden ist, von der Entwicklung und dem geistigen Verrat solcher Autoren nicht völlig annulliert werden kann. Wir möchten Sie aber bitten, sich nur die Arbeit der Kommentare vorzustellen, zu der man bei der Hinausstellung eines solchen Stücks Geschichte der Fackel genötigt wäre, um Mißverständnissen zu begegnen, nicht ohne sich gleich wieder neue polemische Last aufzuladen. Wir zweifeln nicht, daß Sie die Gründe, die der Erfüllung Ihres Wunsches entgegenstehen, würdigen werden, und benützen die Gelegenheit, Ihnen für Ihre so oft bekundete Teilnahme herzlichst zu danken.

Lawrence, The University of Kansas
d. 15. Januar 1927

Hochgeehrter Verlag!

Für das außerordentlich lebenswürdige Schreiben vom 28. Dezember wollen Sie bitte dem Herausgeber der Fackel meinen herzlichsten Dank übermitteln. Seine durch Sie an mich gelangende Antwort, deren Inhalt und überaus triftige Gründe mir sofort einleuchteten, läßt mich jene Anregung einer Anthologie der Iyrischen Mitarbeiter der Fackel als Mißgriff, mindestens als Unbedachtsamkeit empfinden und bereuen. Zu meiner Entschuldigung wüßte ich nichts vorzubringen, doch habe ich Ihren Herausgeber wie auch Sie selbst um Verzeihung wegen der Belästigung zu bitten. Freilich könnte ich bemerken, daß mir bei dem Vorschlag wahrhaftig ganz andere Lyriker vorschwebten als die Herren Werfel und Ehrenstein (so sehr ich auch manche der Fackelarbeiten des Letzigenannten noch immer schätze — den Werfel konnte ich, selbst in seinen Anfängen, nie ausstehen), doch sehe ich jetzt ein, daß ich gerade an diese beiden talentierten Herren hätte denken müssen. Wohl ließ mich die Unmöglichkeit ihrer heptigen Aufnahme in eine Lyriksammlung der Fackel die Unmöglichkeit ihrer Absenz von einer solchen übersehen; wenn man aber Dichter wie Wedekind, Lasker-Schüler, Viertel, Margarethe Beutler im Sinne hat, ist man leicht (und gern) geneigt, jene anderen ganz zu vergessen — ein Moment, dessen Anführung nicht als Versuch einer Selbstverteidigung mißdeutet werden soll. — —

Ich begrüße Sie und Ihren Herrn Herausgeber hochachtungsvoll, und bitte gleichzeitig mein aufrichtiges Beileid zu empfangen ob des unersetzlichen Verlustes, der Sie beide jüngst getroffen hat: des unbedeutendsten, aber allerwichtigsten Mitarbeiters in der Geschichte der Fackel, Georg Jahodas.

A. B.

Ich interessiere mich sonst nicht sehr dafür, was irgend jemand mit dem angebrochenen Abend anfängt. Aber ausnahmsweise möchte ich doch wissen, wo sich die Angehörigen der Gesellschaft, die sich das geistige Wien nennt, aufgehalten haben, als Theodor Haecker über Kierkegaard sprach. Sie mögen sich darauf berufen, daß ihnen eine geistige Begebenheit verborgen bleiben mußte, die auf dem Umschlag der Fackel angekündigt war. Aber hatte sie denn nicht die Neue Freie Presse aufmerksam gemacht? Was wieder das geistliche Wien anlangt, so kann es sich gleichfalls nicht auf die Fackel ausreden, denn es hatte ja eine Ankündigung in der Reichspost gelesen. Freilich hätte man beide Gruppen nicht vermißt, wenn die Leser der Fackel,

auf die sonst der Hinweis in einem »unverkäuflichen Anzeigenraum« stärkeren Eindruck macht, sich nicht begnügt hätten, den halben Saal einzunehmen. Wozu allerdings wieder gesagt sein muß, daß die Leser der Tagespresse nicht einmal in diesem Ausmaß beteiligt sind, wenn das geistige Wien selbst zu ihnen spricht.

Georg Jahoda †

Berlin, 27. XI. 1926

Lieber Herr Jahoda,

ich bin tief traurig und erschüttert von der schrecklichen Nachricht und bedaure von ganzem Herzen, diesen lieben, einzigen Menschen, Ihren Vater, nicht anders als in der Phantasie gekannt zu haben. Immer hatte ich mich darauf gefreut, ihm einmal die Hand drücken zu dürfen. Sie selbst werden schwere Tage durchgemacht haben, und auch jetzt kommt eine Zeit der Leere und des hoffnungslosen Staunens. Es nützt ja nichts, daß man die Natur mit ihren unerbittlichen Gesetzen kennt, sie bleibt stark und läßt uns schwach und hilflos zurück. Ich möchte Ihnen nur sagen, daß ich mit Ihnen fühle. Mein kleines Buch war sein Allerletztes. Das ist so traurig zu denken, denn ich fühlte, mit welcher Liebe er an allem hing, was er unternommen hatte. Das wird es nie wieder geben! So ein feiner, lieber Mensch muß er gewesen sein.

Es grüßt Sie und wünscht Ihnen freundschaftlich alles Gute, dessen Sie in diesem Augenblick bedürfen.

M. Lichnowsky.

München, am 4. Dezember 1926

Sehr geehrte Herren,

die Nachricht von dem Tode Herrn Jahodas ist allen, die ihn persönlich oder aus der Fackel gekannt haben, ein Grund zu aufrichtiger Trauer und wärmster Anteilnahme gewesen. Der Verstorbene hat durch seine tief lebendige Beziehung zum Wort der Fackel mehr für die Literatur unserer Zeit getan als die meisten der heute lebenden Schriftsteller. In dieser innigen und treuen Verbundenheit wird das Andenken an seine Gestalt wach bleiben. Gestatten Sie mir, Ihnen meine Kondolenz zu Ihrem schweren Verlust auszusprechen.

Mit dem Ausdruck ergebener Hochachtung

Heinrich Fischer.

Deutsch Lissa b. Breslau, den 22. Dez. 1926

Sehr geehrter Herr Kraus,

als eine rechte Weihnachtsüberraschung kam gestern die Fackel. Für Ihre Freunde ist dieser — nach der großen Produktion des Jahres kaum erhoffbare — neue starke Band die vollkommene Erfüllung eines still gehegten Wunsches und die begehrteste, schönste Festesfreude.

Die Absicht, Ihnen dafür zu danken, wird zurückgedrängt durch die Pflicht, Ihnen zum Heimgang Ihres Druckers, zum Verluste des Gefährten und des Freundes aufrichtiges Beileid auszusprechen.

Vor zwei Jahren offenbarte der Geburtstagsvers die Existenz jener Gemeinschaft, deren Erkenntnis auch dem Fremdesten Trost und Aufrichtung bedeuten mochte. Nun ist dieses nahe und besondere Band zerschnitten und Ihr Schmerz teilt sich dem Leser mit. Das Wunder aber, das sich dort durch ein Vierteljahrhundert begeben, kann nicht aufhören zu leuchten, als Wahrzeichen menschlicher Würde und als das Vorbild einer »zeitentfernten Welt«.

Mit dem Ausdruck der herzlichen Teilnahme, aber auch an dieser Stelle mit dem des Dankes Ihr sehr ergebener

R. T.

10. Dezember 1926

Hochgeehrter Herr!

Wenn es für das Wirken Georg Jahodas überhaupt einen Berufungsfall gibt, so kann es nur die Hingabe Salomon Hirzels an das Grimmsche Wörterbuch sein. Jacob Grimm dankte diesem Manne am 2. März 1854 mit den folgenden Worten:

»vielleicht aber gibt es in unsrer ganzen literatur noch kein beispiel einer so aufopfernden Anhänglichkeit, wie sie Hirzel dem in sein theil gefallen Wörterbuch überall sinnig bethätigt: er liest jeden bogen vor dem abdruck durch und seine vertrautheit mit der sprache und den dichtern, zumal aber, wie man weiß, mit Göthe flöszt ihm lauter feine bemerkungen ein. kann der verfasser sich eine günstigere lage wünschen?«

Georg Jahoda kannte diese Stelle. Ich habe sie ihm einmal aus dem Wörterbuch (Einleitung zum ersten Bande, Sp. LXVII) vorgelesen und weiß, daß er mich verstanden hat.

Nehmen Sie es nicht übel, daß ich Ihnen dies aus dem schmerzlichen Anlaß, der sich je ergeben konnte, schreibe.

In alter Verehrung und Dankbarkeit

P. G.

12

Doch er hat es bei weitem nicht dabei bewenden lassen, jeden Bogen vor dem Abdruck durchzulesen. Er hat den Leidensweg jedes Wortes dieser unzähligen Ausgaben, von der ersten Übersetzung in die Letternschrift, durch die vielen Korrekturen, bis in die Druckmaschine liebend mitgemacht und im selbstherrlichsten Anspruch stilistischen und kompositorischen Waltens die künstlerische Notwendigkeit achtend, ihm kein Opfer versagt. Feiner Bemerkungen eine Fülle, nebst dem unermüdlischen Bemerken des kleinsten fehlerhaften Buchstaben, findet sich auf den Tausenden von Abzügen, die seit etlichen Jahren erhalten werden; und wie oft hat seine gütige Hand, sie selbst und die der braven Helfer, noch Bogen für Bogen der großen Auflage einen nachträglich entdeckten Fehler beseitigt, der ihn mehr schmerzte, als andere materieller Verlust. Ja, er hat »durch seine tief lebendige Beziehung zum Wort der Fackel mehr für die Literatur unserer Zeit getan als die meisten der heute lebenden Schriftsteller«, und, eben darum, blieb das Andenken solcher Treue, solcher Leistung vor jedem Mißton bewahrt jener Trauerglocken der öffentlichen Meinung, die ihr die geringeren Verluste künden. Wie weitab von dieser schnöden Zeitlichkeit hat doch ein Menschentum gelebt, dessen Hingang die Besten traurig macht und das Herz eines ebenbürtigen Bruders gebrochen hat.

Wiedersehen der ~~Innern Stadt~~

H. S. Tergib

Wann hab zuletzt ich den Tag gesehn?
 Ich mußte an einem Grabe stehn.
 Dann ging ich ins Leben weit und breit
 und es war, als wär' es ein letztes Geleit,
 leidtragend ging es den Ring entlang
 und jegliches Ding den letzten Gang,
 dahin, wo sich alle versammelt haben,
 wie je und je, zum Graben, zum Graben.
 An den Häusern und Läden war alles erneut,
 die Waren lebendig, verblichen die Leut',
 kein Gefühl, kein Gedanke, kein wirkender Wille,
 nur Kinolarven mit starrer Pupille,
 viel irdische Hülle auf allen Wegen,
 kein Hinterbliebner kam mir entgegen / ;
 du lebst noch? schienen sie zu fragen
 und um Lebendiges zu klagen,
 im Zeitlupenmaß erstarrte der Fuß,
 doch die Hand erhob sich zum letzten Gruß.
 Von einem Grabe ging ich zum Grab,
 da ich den Tag gesehen hab.

Die Weihnachtsnummern

von einem Blick gestreift, ergeben in allen konfessionellen Lagern ein Weltbild der Zufriedenheit, das einerseits durch die Zuversicht des Polizeipräsidenten Schober, andererseits durch das unerschütterliche Bekenntnis »Ich kenn' nur an' Gerstl!« befestigt erscheint. In der Neuen Freien Presse hat Herr Schober dem Wirken der Wiener Polizei seit 1918 ein Zeugnis der Pflichttreue und Hingebung ausgestellt, das durch den Eifer der Mitwirkung an dieser und anderen Weihnachtsnummern noch bekräftigt wird. Nicht zuletzt hob er es als eines der Verdienste der Polizei hervor, daß es ihr gelungen sei, »ebenso die kriminelle Gefahr« der Nachkriegszeit zu bannen »wie die vom Osten, vom benachbarten Ungarn aus unser Land ernstlich bedrohende bolschewistische Gefahr«. Daß es nebenher auch noch gelungen ist, die vom benachbarten Ungarn aus unser Land ernstlich bedrohende kriminelle Gefahr zu bannen, konnte als ein außerhalb des polizeilichen Pflichtkreises errungener Erfolg bei dieser Gelegenheit keine besondere Erwähnung finden. Im Neuen Wiener Journal stellte sich der Polizeipräsident mit einer Würdigung von Verdiensten aus der Vorkriegszeit ein, die bisher unbekannt geblieben sind, nämlich mit einer Erinnerung an den »König Eduard in Marienbad«, der nicht weniger als sechsmal seiner polizeilichen Obhut anvertraut war. Sicherlich ein heikler Dienst, da es sich ja um einen der exponiertesten Lebemänner seiner Zeit gehandelt hat, von dem denn auch Schober selbst sagt:

Der König liebte es, sich möglichst unbehindert von polizeilicher Überwachung frei bewegen zu können.

Es handelt sich um jenen Fremden von Distinktion, der auch insofern den Nabel der Welt repräsentierte, als er, wenn er gut gegessen hatte, den untersten Knopf des Gilets zu öffnen pflegte, wovon die Stützen der europäischen Gesellschaft, die fasziniert auf diese Gegend starrten, eine Mode ableiten konnten. Aber es war für Schober als jungen Beamten »eine recht lehrreiche Zeit«, in der ihm »der Dienst durch die Kenntnis der englischen Sprache wesentlich erleichtert« wurde, einen Vorzug, der ihm

später noch bei der Vertretung Österreichs in Genua zustatten kommen sollte. Er gewann auch, wie er sagt,

ziemlichen Einblick in englische Verhältnisse und tiefes Verständnis für die Eigenarten dieses tüchtigen und praktischen Volkes.

Diese Anerkennung gilt dem noch vielfach unbekanntem Volksstamm der Engländer, was aber den ziemlichen Einblick in englische Verhältnisse anlangt, so ist dieser jedenfalls mehr als ein geziemender zu verstehen, wenn man die Eigenarten des ausgewachsenen Prinzen von Wales in Betracht zieht. Damals wurde eigentlich der Grund zu Schobers diplomatischer Laufbahn gelegt, denn es war die Zeit vor der Annexion Bosniens und Persönlichkeiten wie Iswolsky und Clemenceau trafen zur Konferenz mit dem König Eduard in Marienbad ein. Ja, Schober war dabei, wie Iswolsky einen findigen Wiener Journalisten, »der trotz aller seiner Bemühungen von keiner Wiener politischen Persönlichkeit empfangen wurde«, sogar »sehr grob« zurückwies. So brüske Manieren waren dem späteren österreichischen Bundeskanzler schon damals fremd, der Journalist gestand ihm am nächsten Tage, er habe sich in seinem langen Artikel mehr auf Kombinationen verlegt, weshalb Schober »dem wackeren Redakteur nachsagen muß, er« — offenbar der Artikel — war non vero, aber bene trovato!

Mit dieser echt diplomatischen Pointe, die man gewiß in Genua verstanden hätte, schließt der Altbundeskanzler die interessante Erinnerung an den König Eduard, von dem er sagt, daß er »überaus gnädig« war und mit seiner Tätigkeit »sichtlich sehr zufrieden«. Nun muß man sich allerdings auch vergegenwärtigen, daß es sich da um eine Persönlichkeit handelt, die in patriotischen Kreisen die Jahre des Weltkriegs hindurch als dessen eigentlicher Urheber gegolten hat, um den Mann, welcher als jener listenreiche Erzfeind, der nicht nur die Kokotten der Zentralreiche eingekreist hatte, von deren Staatsmännern verabscheut wurde. Ich war ja nie der Meinung, daß Eduard VII. eine politische Unschuld verfolgt hat, aber ich habe auch nie den Anspruch erhoben, mit einem durchhaltenden Patrioten der Mittelmächte verwechselt zu werden. Man kann nun gewiß einem Polizeipräsidenten die weiteste publizistische Entfaltung hingehen lassen. Doch daß der ehemalige Bundeskanzler

der Republik Österreich im Hause des Herrn Lippowitz seines überaus gnädigen Königs von England gedenkt, geht doch offenbar selbst über die Schnur des Hutes, dem man hierzulande die unausrottbare Reverenz erweist. Als dieser Bundeskanzler wegen seiner Teilnahme an der Trauerfeier für den Kaiser Karl gerügt wurde, erklärte er, er habe »vor einem Toten ritterlich den Degen gesenkt«, was schon darum überflüssig war, weil er nie Gelegenheit gehabt hatte, gegen den Lebenden ihn zu ziehen. Wir sind von der vorbildlichen Bravheit des österreichischen Funktionärs durchdrungen; aber daß auch hingebende Pflichterfüllung für den König Eduard ein Zwickerl verlangt, übersteigt vielleicht doch das Maß republikanischer Möglichkeiten. Es mag Herrn Schober nicht zur Unehre reichen, daß er seine bescheidenen und schwierigen Anfänge nicht verleugnet, aber sie gerade zu Weihnachten herauszustreichen, ist eine Fleißaufgabe, die uns zu erlassen war. Daß der Werdegang bedeutender Männer besser von anderen erzählt wird, hat auch Lippowitz erkannt, der unmittelbar vor jenem Weihnachtsbeitrag — mit einem gewissen Sinn für wirkungsvolle Platzierung — unter dem Titel »Der kleine Bosel bringt's noch zu« Gespräche mit Männern der Leinenbranche veröffentlicht hat, die in Erinnerungen von der folgenden Art schwelgen:

... keiner hat Leinentischzeug und Servietten so überzeugend zu offerieren verstanden, keiner hat die Kundschaft, besonders die Damenkundschaft, so glänzend bedient wie Bosel. Im Engros-Geschäft hat er sich weniger betätigt.

Aber nicht allein Herr Rosenbaum, nein ganz Österreich kann solche Elegie mit den Worten schließen:

Bosel hat auf das Geschäft im Kaiviertel verzichtet und ist in die Richtung Schottenring übersiedelt . . .

Dessen beider Ufer er sich bemächtigen sollte. Lippowitz jedoch hat zu Weihnachten zwei Polizeipräsidenten im Feuer, nämlich noch den Herrn Gorp, der sich nach dem Umsturz wesentlich anderen Interessen zugewandt hat, nun aber die Zeit gekommen wähnt, wo man den Lesern des Neuen Wiener Journals etwas aus der Amtstätigkeit erzählen kann. Der Bericht über seine »letzte Begegnung mit Franz Ferdinand« ist nun freilich noch interessanter als er selbst glauben dürfte, denn es wird darin quasi amtlich

bestätigt, wie umfassende Unterlassungen Österreich für den etwa eintretenden Fall der Ermordung des Thronfolgers getroffen hatte und wie strikte sie auch durchgeführt wurden. Unter dem Hinweis auf den »rein militärischen Charakter« der Reise war die Wiener Polizeidirektion angewiesen worden, »nur jene zwei Agenten, die ständig den Sicherheitsdienst beim Erzherzog versahen«, nach Bosnien zu entsenden, und selbst diese durften den Zug, mit dem der Erzherzog fuhr, nicht benutzen und »kamen in Sarajevo an, als das Unglück bereits geschehen war«. Somit stellt sich, was der Hölfling im Vorspiel der »Letzten Tage der Menschheit« sagt, wirklich als Übertreibung dar:

... sechs Gendarmen für Serajevo, brauchn mr halt desto mehr für Belgrad!

Sicherlich hat sich das Neue Wiener Journal durch Gorups Erinnerungen enger mit der Weltgeschichte verknüpft als durch die Schobers.

Ganz und gar an die Kulturgeschichte aber war jede dieser Weihnachtsnummern angeschlossen durch einen Gerichtssaalbericht, dem zwei Tatsachen zu entnehmen waren, welche das Gefühl, durch Zeit- und Ortsnähe daran beteiligt zu sein, zu einem niederschmetternden machen. Ein Hiesiger hat eine Dame, die der Bericht als »die Private . . .« mit vollem Namen nennt, nachts, nachdem sie sich von ihrem Bräutigam verabschiedet hatte, angesprochen und ihr, als sie ihn abwies, zwei Ohrfeigen versetzt. Und das Bezirksgericht — dasselbe, welches einer Bettlerin vier Wochen strengen Arrests, verschärft durch schwere Arbeit während der Dauer der Strafzeit zumaß — hat ihn zu 30 Schilling verurteilt. In Berlin, dem Knotenpunkt des geschlechtlichen Verkehrs, ist für das Ansprechen allein, ohne Ohrfeigen, eine Polizeistrafe von 150 Mark festgesetzt. In Wien liest am Weihnachtstag die Christenmenschheit von diesem Fall und diesem Urteil, es erscheinen keine Leitartikel, es werden keine Versammlungen einberufen, kein Volksvertreter findet ein Wort, und der Drang nach Fremdenverkehr rechnet damit, daß die landschaftliche Anziehung doch stärker sein wird als das moralische Grauen vor einer Gegend, aus der um Weihnachten Berichte über Frauenmißhandlung und Tiermassakers dringen. Keine Randbemerkung des Zorns, des Ekels unterbricht

selbst die Sachlichkeit der Gerichtssaalnotiz, die etwas Alltäg-liches, keines Kommentars mehr Bedürftiges zu enthalten scheint. Aber dem Humor ist noch Spielraum geboten. Der 'Tag', dessen Gerichtsrubrik freilich ein einziger Exzeß neuwienerischer Feschität ist, scherzt unter dem Titel »Verliebte Ohrfeigen«:

Hermine wandelte, als sie sich um 1 Uhr nachts von ihrem Bräutigam verabschiedet hatte, eilig nach Hause. Wilhelm Petritsch, ein Handelsangestellter, wandelte ihr nach und sprach sie an. Empört wies ihn Hermine ab. Patsch, patsch!, machte es da und Hermine hatte zwei schallende Ohrfeigen sitzen. »Wachmann, Wachmann!« schrie sie und siehe da, ein Wachmann erschien.

In diesem launigen Ton, der schon für die Ansprache mit dem Vornamen ein stärkeres Echo von »Patsch, patsch!« verdiente, geht es weiter und der ganze nun folgende Dialog vor Gericht wird in ein ^{spassiges} Wienerisch übersetzt, damit sich die Leute am Weihnachtstag im Kaffeehaus krank lachen über die zimperliche Hermine, die sich noch vor Gericht herstellt. Der Held, der mit den Worten abgeht:

Bei mir werden S' keine 30 Schilling nicht finden. I sitz die Straf ab erntet heitere Anerkennung und der dankbare Leser vermißt nur das Interview mit ihm.

Statt dessen findet er Verse von Lernet-Holenia und allerdings auch eine Bilderserie aus der Nacktkulturbewegung, darunter das widerliche Porträt des bekleideten Malers Chagall mit seinem spliternackten Töchterchen und die Photographie eines Nacktgrafen als Veranstalters von Vorträgen über Gymnastik, die er zum Zwecke besserer Demonstrationen unbekleidet hält.

Bunt entfaltet sich aber auch das Kulturleben der Neuen Freien Presse, die die Kategorie »Meistergedichte« kreiert hat, in welche sich neben den Herren Werfel und Wildgans Gehart Hauptmann fügen muß, Freilich mit einem Gedicht, das diese Bezeichnung verdienen würde, wäre sie ihm nicht von der Neuen Freien Presse verliehen, und das ~~den Eindruck macht~~ als müsse ^{H. M. M.} es wenigstens dreißig Jahre vor dem Gulaschfest bei Reinhardt, vor der photographischen Aufnahme mit Herrn Salten und vor dem Souper bei Castiglioni entstanden ~~sein~~ ^{1.} Wie schön, daß dieser versiegenden Naturkraft doch noch solch ein Strahl entspringt;

H 13

H

H

H für Wien 1910

J

ich

er

H. M. M.

W. M. M.

12 wie schmerzlich, diesen Anblick dem journalistischen Weihnachts-trödelmarkt zu verdanken. Nicht unter den Meistergedichten, aber unweit davon hält Wertheimer Zwiesprach mit einem Birklein am Gartenrand, das, ausgerechnet, »mit dem Behäng zur Stadt gewandt« dasteht, von dem er »jedes Blättchen, grün lackiert«, kennt und das er auch als seine Frau Birke anspricht. Sie mahnt ihn morgens, wenn er »zur Arbeit geht«, er möge ihrer denken und frein bleiben. Doch abends, wenn er heimkommt, da wird sich's herausstellen:

Streng steht die Birke im Mondeslicht —
Vor ihr, der weißen, lügt man nicht.

Hin und wieder zwar gelingt's ihm, durchzurutschen:

Manchmal sag' ich und atme froh:
»Bin, wie ich kommen, noch ebenso.«

Aber dann muß er doch bekennen:

Der Schatten steigt steil auf und hart.
»Heut hab' ich getan nach Menschenart.

Beschmutzt die Hand, die Seele wohl auch,
Wie es dort unten Menschenbrauch.«

Natürlich würde sie es hingehen lassen, wenn er sich bloß die Hand beschmutzt hätte, aber die Seele, das ist das Entscheidende. Und da geht es ihm »klagend durch den Sinn«:

»Sie hat mich geurteilt, die Richterin.«

Als wär' ich gesprochen in Bann und Acht,
Stürz' ich mich in den Mantel der Nacht.

Er hat nämlich in der gleichen Nummer der Neuen Freien Presse enthusiastisch zwei Spalten voll, pfui/kaka, geschrieben über ein Kollegenstück, das von Hirschfeld und Frank ist, von Bob und Bibsi handelt, von einem Konsul von Ecuador, der es »mit der Treue nicht sehr genau nimmt«, weil er nämlich einen Johannistrieb hat der Lose, von einer jungseinwollenden Stiefmama, die »die wohlverdiente Lustspiellektion erhält«, und dergleichen süßen Dingen mehr, welche so schmackhaft sind wie eine Mehlspeise, die nämlich, also wenn schon kein Meistergedicht, so doch eines von Wertheimer ist.

pfui/kaka
(at 1. Wort!)

Glossen

Der offene Liebstöckl und der lustverstohlene Wertheimer

Wenn alle Nanas so aussehen würden wie diese, . . . so würde die »Brunst« wohl von der Erde verschwinden und das Menschengeschlecht erbarmungslos aussterben.

Befürchtet Liebstöckl, im Anschau'n von modernen Frauenporträts versunken, die seiner Lebenslust nichts bieten können. Aber wie grundlos seine Befürchtung ist, dafür bürgt Wertheimer, der sich sogleich mit einer Probe starker erotischer Glut anschließt:

Bist die weißeste der Azaleen,
jetzt . . . geschlüpft aus Pelzchen, Rock und Kleid.
Weiße Spitzen um dein Blondhaar wehen
maienlustig, wie wenn's Blüten schneit.

Und dann —? Dann kommt eine Strophe, die das Gerücht zu beglaubigen scheint, daß Wertheimer, der sich schon als Advokat und Theaterkritiker einen Namen gemacht hat, aber in der Lyrik höchstens im Wienerwald so für sich hinging, neuestens als erotischer Vulkan in Tätigkeit sei. Er selbst vergleicht sich freilich, in der letzten Strophe, mit einem Wind, der sich heimlich an die Azalee heranmacht. Das muß man gesehen haben:

Wie der Wind mit lust'gen Kapriolen
komm' ich heimlich. Wie den Tau er trinkt
und die Kelche beugt und lustverstohlen
heißer in den weißen Wirbel sinkt.

Das ist stark. Die Kritik ist denn auch mit Recht perplex und überall heißt es: man hätte ihm

diese Kraft der Leidenschaft, diese Fülle des Ausdruckes aus jener Welt, in der man ihm bisher niemals begegnete, gar nicht zugetraut.

Baudelaire, was sag ich, Dörmann kann zusperrern, während, heißt es, »in anderen Versen wieder reizvoll die erotische Goethe-Weis' klingt«. Das Buch, dem auch die Azalee entpflückt ist, führt den Titel »Der Triumphzug des Eros«, der eben lange vernachlässigt war und durch Wertheimer endlich zu der verdienten Anerkennung gelangt oder wie der offene Liebstöckl sagen würde, zu dem Kowed, der dem Eros gebührt. Wer hätte das gedacht — ein

Lyriker, der keiner spanischen Fliege ein Haar krümmen konnte und höchstens hin und wieder, wenn der Beruf ihn freigab und er nicht gerade Referat hatte, erwischt wurde, wie er mit einem Birklein Zwiesprach hielt.

Nachteil der Freikarte

Burgtheater.

Es war reizend.

Wenn diese Leute, die rechts und links von mir saßen, nicht so gräßlich gewesen wären, hätte ich zum ungestörten, zum vollständig reinen Genuß der Aufführung gelangen können.

Warum habe ich keinen Ecksitz? Sätze ich an der Ecke, dann gäbe es störende Nachbarn an einer Seite weniger. Mehr als dreißig Jahre denke ich nun schon in aller Bescheidenheit darüber nach: warum habe ich keinen Ecksitz?

Ja, ich weiß auch nicht, warum er keinen Ecksitz hat. Das ist eben der Nachteil der Freiplätze, daß man sie sich nicht aussuchen kann. Aber öffentlich wird die Burgtheaterdirektion ein Einsehen haben und seinem Gedankenleben endlich eine andere Richtung geben. Es wäre doch hart, wenn er weitere dreißig Jahre darüber nachdenken müßte: warum hat er keinen Ecksitz?

Wir dürfen nicht Unmögliches verlangen

Kortners Körperlichkeit ist größer als die Beethovens, sie hat die Beethovensche Gedrungenheit, eine mächtige Stirne und des Schauspielers Profil ähnelt sogar der Beethoven-Maske von 1812. Dafür deckt sich wieder Kortners Blick nicht mit dem Eindruck, den wir Spätergeborenen mit Beethoven verbinden. Aber wir dürfen nicht Unmögliches verlangen.

Also von wem ist das?

Ein nachdenklicher Anfang:

Vielleicht kommt wieder einmal eine Zeit, in der die Seele vom Schicksal der Phädra ebenso tief angerührt wird, wie einst in den Tagen Racines und Schillers. Vielleicht! Wer kann das wissen?

Heute — —

Ein pointierter Schluß:

— — Helene Lauterböck verbreitete jene Fadheit, die für manche Stiftsdamen charakteristisch ist.

Als was aber lebt Bauernfeld in der Kulturgeschichte?

Er lebt in der Wiener Kulturgeschichte und in den geistigen Traditionen dieser Stadt, als der Freund Schuberts und Schwinds, als der Zeitgenosse Beethovens und Grillparzers und Friedrich Hebbels.

Aber wenn Bauernfeld (gest. August 1890) der Zeitgenosse Beethovens (gest. März 1827) war, dann ist der Herr, von dem das ist, der Zeitgenosse Bauernfelds. Er würde vollends nicht kapieren, daß man diesen vielleicht den Freund Schuberts, aber nicht dessen Zeitgenossen nennen könnte.

Und von wem das?

IV.

Zu entnehmen ist bei diesem Anlaß, daß hier abermals einer die seltsame, sehr nachdenklich stimmende Zeitungsetze mitmacht gegen Tristan Bernards Freund (und den meinen) Josef Chapiro — weil der, mit noch unabgestumpfter Wucht frischgebliebenen Vollbluts, Dinge bewegt, die sonst korrekt auf demselben langweiligen Fleck blieben; weil er wallungsforsch Leben in die Museumsbude bringt. Und weil das hier ungeplant ist.

Dahinter steckt mehr als der Einzelfall. Es ist ein Teil von jenem Selbsthaß der Gezähmten, Ruhsamen, Durchglätteten — denen schmissige Wüstenkraft verloren ging.

Mein Herz ist auf der andren Seite.

Fassungsraum einer Berliner Schnauze

Das Possierlichste, was es jetzt gibt, dürften doch die Notizler sein, die im Feuilleton des Tageblatts herumflirren, noch talentloser als die Wiener Kollegen, aber dafür gestuft, geballt, gerafft, daß es eine Art hat. Ihr Vorbild ist natürlich der Geist, der in numerierten Absätzen mit das Tiefste gibt, was wa jetzt in Berlin haben, etwa so:

... Die Durieux prachtvoll im wechselnden Sprachton; entzückend im leicht Parodierenden; sie ist sehr munter.

Sehr munter.

Alfred Kerr.

Von ihm haben sie alle dies Besondere: man schreibt über eine Theatervorstellung, hat also Schauspieler zu kritisieren und sagt dabei von jedem einzelnen nicht etwa: »Herr X.«, sondern »der Schauspieler X.«. Zum Beispiel:

Und durch diese Kulisse ging, mit aufgewühlten Augen, mit splittender Stimme, der Schauspieler Werner Krauß

Sehr vorstellbar ist so etwas:

Leopold Jeßner sammelte alles Schillerische, auch das Rhetorische, zu einer klar disponierten Theaterkraft, die immer da begann, wo Schiller begann, und immer da aufhörte, wo Schiller aufhörte:

Natürlich ist es nicht wahr. Aber zugegeben, daß er Schiller gespielt hat, wo er ihn gespielt hat — es handelt sich ja um eine »Wallenstein«-Aufführung —, so ist es doch unerhört subtil gesagt. Aber es geht weiter:

im Glühen des Wortes, dessen Abglanz noch in der nie überlasteten Massivität von César Kleins Kulisse stand.

Unsereins vermißt bei so einer Berliner Aufführung die faulen Äpfel, die Schiller zur Produktion angeregt haben/ und liest es dann so anders. Aber man ist wehrlos, sie erschlagen einen schon mit der Quantität der Eindrücke, die sie empfangen. Insbesondere in den Vortragsnotizerln reißen sie einen mitten rin ins Kosmische. Der Berliner, der schnell vorwärts kommen will, verlangt offenbar, gleich das Weltganze mitzunehmen, wenn sich im Hinterstübchen von Reuß & Pollack für zwei Dutzend Kunden etwas Lyrisches begeben hat:

t. Rilke-Abend. Mary Schneider-Brailard ließ an ihrem Rainer-Maria-Rilke-Abend in der Buchhandlung von Reuß u. Pollack ihrem Auftakt zweier Requieme von Arthur Silbergleit und dem Franzosen Valéry das Prosamärchen vom lieben Gott sowie Verse aus allen Phasen des durch seine seelische Leuchtkraft, Sprachmusik und oft statuenhafte Haltung unvergeßlichen Dichters folgen.

So geht das weiter. Kolossaler Betrieb im Kosmos, Gedränge wie auf dem Potsdamerplatz. Wer es vermag, versuche die Fülle der Gesichte auseinanderzuhalten. ~~Neun~~ Eigennamen, zwei Requieme, Leuchtkraft und Silbergleit, Verse, Phasen, Musik und Statuenhaftes, Gott und die Welt um Reuß u. Pollack gruppiert — es ist viel und verwirrend, aber wenn man sichs im Berliner Dialekt gesprochen denkt, wird alles plausibel.

1;
F 333
Die Bücher
1 ss
soll nicht
mit
15

lin. Hilgen
1 ss / ac

lin. Hilgen

Man muß sie hören bede

und zwar in derselben Nummer des ‚Berliner Tageblatt‘:

Was weiß ein dürtiger Zeitgenosse von dem, was ein großer Mann tun würde, wenn er das Pech hätte, in unserer Zeit zum zweiten Male geboren zu werden! Bestimmt nicht das, was wir uns denken, also etwas, das so recht in die Zeit paßt, sondern ein Werk gegen die Zeit und über sie hinaus, weil alles, was Große schufen, in einem tieferen Sinne gegen die Zeit und über sie hinaus geschaffen wurde. — Ich meine indessen, man sollte die Reste einer kulturellen Hochgesinnung, wo sie sich etwa in unserer Welt noch vorfinden, ruhig stehen lassen, auch wenn sie unserem Zeitgeiste nicht mehr recht verständlich erscheinen. Man läßt ja auch die großen Dome stehen und macht keine Lichtspielhäuser daraus, obwohl das viel zeitgemäßer wäre. Man sollte die großartigen Reste stehen lassen, weil sie aus einer Gesinnung kommen, die heute ausstirbt.

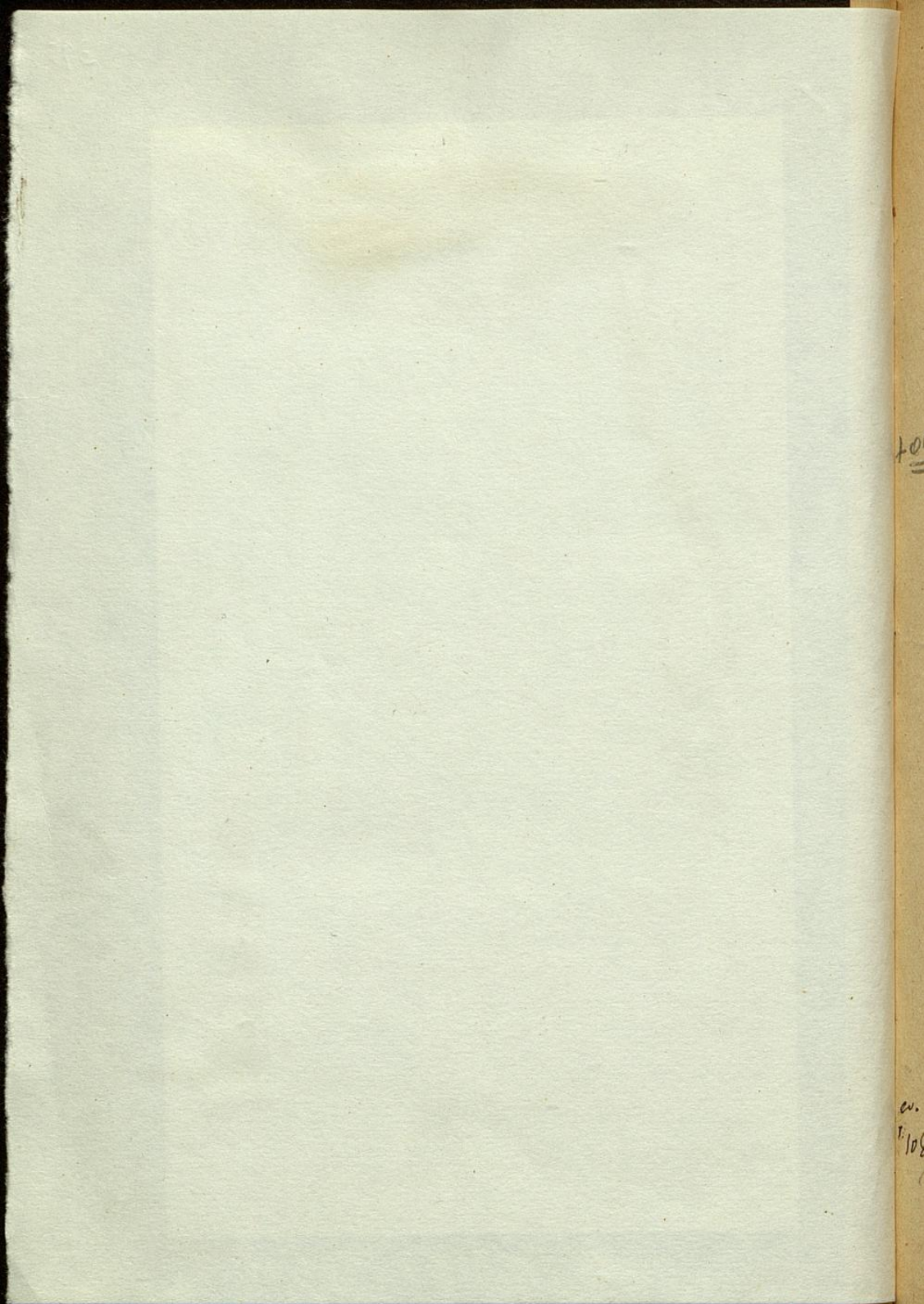
Es ist herrlicherwise mehr Pan in Bubers Jahwe, als er vielleicht selbst wahrhaben will. Mag sein, daß auch in der Bibel mehr, viel mehr Pan ist, als Luther und als wir ahnten. Wenn Martin Buber jetzt (gemeinsam mit Franz Rosenzweig) »Die Schrift« verdeutsch, so bedeutet das vielleicht noch Großartigstes an geistiger und geistlicher Erkenntnis für uns. Aber bereits die sprachliche Leistung ist unerhört; wirklich unerhört, denn hier, seit ewiger Zeit zum ersten Male, wird das Wort der Schrift nicht als geschriebenes, sondern als gesprochenes Wort gesetzt. Die Zeichensetzung ist ganz neuartig: sinngemäß. Die Fülle und die Gewalt des Ausdrucks, alles ist hell, deutlich, in einem Wort gedeutet (wo Luther, Zunz und die Neuesten lange Sätze schreiben), ganz hiesig, heutig, diesseitig, ohne Hintergründe, aber mit einem pyramidalen Hintergrund. Hier ist die Schrift noch einmal, man lese, lese, lese mit den Ohren, höre mit den Augen!

Ausgerechnet die Bibel muß hiesig und heutig sein — als wäre sie der Hamlet. Hiesig bedeutet wohl so viel wie »knorcke«. Pyramidalen Hintergrund, das ist jedenfalls so, wie mein Preuße im Krieg eine Moschee »gottvoll« fand. Und es ist doch von einer prima Diesseitigkeit, sich das Wort der Schrift nicht mehr als geschriebenes, sondern als gesprochenes Wort vorzustellen. Martin Bubers Gesinnung mag an solchem Lob sein Sprachwerk überprüfen. Gleich oben in der Ecke ist Druck und Verlag von Mosse verzeichnet, dem aber offenbar auch die fünf Bücher entstammen.

Von Lufoly

601

-- die Einprägung der Reiben für die abgefallenen
 Giftdrüsen vom Leber. --



Also sprach Keyserling

- » — — Ich suche den Kontakt mit den Menschen nicht.«
- » Es sei ihm gelungen, innerhalb fünf Tagen in Spanien durch seine Reise einen persönlichen Kontakt herzustellen.«
- » Er selbst hält sich für einen spermatischen Geist, der nur zu wecken und in anderen das Bewußtsein auszulösen imstande ist.«

foler
Die Spermatologie darf aber nicht verwechselt werden mit der Spermologie, die so viel wie Schwatzhaftigkeit bedeutet.

Einstellung

— — Übergroß im Wuchs, im Ausdruck das Erbe der extrem gegensätzlichen Charaktere seiner baltisch-deutschen und russisch-tartarischen Ahnen, überschäumend in der Art zu sprechen, impulsiv, aktiv bis zum Äußersten und doch gespannt und aristokratisch großlinig im Gehaben, — macht er den Eindruck eines russischen Großfürsten, der vom Dämon besessen ist.

le
— *ma!*

Aus den vielen vielen Gedankengängen will ich nur einige wiedergeben, die mir den tiefsten Eindruck gemacht haben.

» Wir leben in einer chaotischen Zeit — — Befruchtend wirken aber kann nur das Wort. — — Die Einstellung der Menschen durch neue Sinnggebung zu wandeln — dies empfinde ich als meine Berufung. — — Die Zeit schreit nach starken Persönlichkeiten. — —«

So sprach Graf Keyserling und ich fühlte wieder einmal deutlich, wie schwer, wie fast unmöglich es ist eine Persönlichkeit von seinem Format in ein Interview zu fassen. Doch so wie ein Sonnenstrahl, der in den grauen Nebel dringt, uns die ganze Herrlichkeit und Wärme der Sonne erraten läßt, so mögen wir auch durch einige Gedanken die ganze Weite dieses merkwürdigen und wundervollen Geistes ahnen.

Wenn der kein Graf wär, dem fiel' kein Jud herein.

Von einem Staunen ins andere

4 auf

fiel die Reichspost:

Nun ist auch dieser liebenswürdige Schweizer Dichter unter die Jubilare gegangen. Am 24. d. feierte Ernst Zahn seinen 60. Geburtstag . . .

H. H. P. P. P. P.

ev.
108 } Während sie aber hier, wo sich der Zahn der Zeit doch eher fühlbar macht, relativ ruhig blieb, riß es sie — ein paar Seiten später — vehement:

Sain (Holo)

— die Empfindung des Katten ist im aufgehobnen Griffköcher mit ausgesprochen . . . —

Es ist eine jener Überraschungen, mit denen uns die unererbittliche Zeit zuweilen in Erstaunen versetzt, daß Dr. Alfred Möller in diesen Tagen sein 50. Lebensjahr vollendet....

Im ersten Fall handelt es sich um einen Romanschriftsteller, der sich aber auch als Bahnhofrestaureur von Göschenen große Verdienste um die Reisenden der Gotthardbahn erworben hat; die ‚Reichspost‘ erwähnt, er habe, als ihn die Universität Genf zum Ehrendoktor ernannte, »seine Gastwirtschaft aufgegeben, um ausschließlich der Dichtkunst zu leben«. Im zweiten Fall handelt es sich um einen Redakteur der Grazer ‚Tagespost‘, dessen Feiler vielleicht eben darum, weil er keine Reiselektüre geschrieben hat, das Erstaunen rechtfertigt, wie die Zeit vergeht. Nur ob der Fall geradezu ihre Unerbittlichkeit beweist, möge dahingestellt bleiben. Wir waren ja alle ein bißchen perplex, als wir es erfuhren, aber schließlich findet man sich drein, murt nicht, sondern trägt es still und gottergeben, wie die Reichspost, als mir vor ein paar Jahren etwas Ähnliches widerfuhr.

Was gibts denn Neues?

‚Die Welt am Abend‘, Berlin:

Ehrenstein . . . dürfte heute der stärkste, unverwülichste, erbarmungsloseste Pamphletist Deutschlands sein.

Verborgenes Aufsehen

... Die Öffentlichkeit erfuhr von dieser grauenhaften Tat, trotz der Verhaftung des mutmaßlichen Mörders, wie wir jetzt festgestellt haben, gar nichts. Ungefähr in derselben Zeit lief die Untersuchung gegen Otto Eisler, der seinen Vetter, den Großindustriellen Robert Eisler ermordet hat. Die Aufmerksamkeit der gesamten Presse war auf diesen Fall gelenkt und so konnte es geschehen, daß eine aufsehenerregende Mordaffäre sich mitten in Wien abspielen konnte, ohne daß die Bevölkerung, außer den unmittelbaren Nachbarn, seitens der Polizei auch nur eine Andeutung von dieser Tragödie erhalten hätte.

Vorsicht!

— erfahrungsgemäß wird die Grippe durch Ansprechen . . übertragen — Im übrigen tut man gut, Alarmnachrichten, wie sie zur Grippezeit von Mund zu Mund gehen — —

Der Weltfriede gesichert

Von Seiten des Völkerbundinstitutes für die geistige Zusammenarbeit wurde bereits aus dem gleichen Anlaß im großen Montpellier-Salon des Palais Royal ein Abend veranstaltet, der in überaus festlicher Weise verlief. — — beteuerte in einer Begrüßungsansprache, daß der Abend ein außergewöhnliches Datum für das Völkerbundinstitut für geistige Zusammenarbeit bedeute — —

En l'honneur de M. François Molnar.

Die Ehrung, die Franz Molnar zuteil wird, gelte nicht nur dem Schriftsteller, sondern auch seinem Vaterlande Ungarn, und nicht nur Ungarn, sondern auch Frankreich, mit dessen geistiger Kultur die große Kunst Molnars eng verknüpft sei.

So wären denn die Millionen nicht vergebens gestorben, und da sich die Theatergeschäftsleute der ehemals feindlichen Länder die Bruderhand reichen, dürften die Gaschemiker zusperren können.

Lieb Vaterland magst ruhig sein

Unter dieser Spitzmarke verzeichnete die ‚Deutsch-österreichische Tageszeitung‘ die traurige Tatsache, daß das in Preßburg erscheinende ‚Jüdische Familienblatt‘ seinen Lesern von einem interessanten Stammbaum zu berichten weiß, wonach hervorgeht

daß die Gattin des Präsidenten der österreichischen Republik Emilie Hainisch einer alten jüdischen Familie entstammt. Nachdem die ‚Deutschösterreichische Tageszeitung‘, die ihre Bemühungen um Rassenreinheit derart durchkreuzt sieht, die Familien aufgezählt hat, die sich »in dem Stammbaum der Frau unseres Staatsoberhauptes« finden, fragt sie schlicht, aber vielsagend:

„Ist es noch notwendig zu beweisen, wohin wir steuern?“

Wonach hervorgeht, daß lieb Vaterland doch eher Grund hat, unruhig zu sein, besonders wenn man berücksichtigt, daß ganz bestimmt in keiner der jüdischen Familien, die im Stammbaum der Frau Hainisch vorkommen, das Deutsch der ‚Deutsch-österreichischen Tageszeitung‘ geschrieben wurde.

Was den Bundespräsidenten zur Nachdenklichkeit stimmt, aber auch zur Freude

Dr. Hainisch an die ‚Bohemja‘.

Prag, 30. Januar.

Bundespräsident Dr. Michael Hainisch hat anlässlich des Jubiläums der ‚Bohemia‘ an die Schriftleitung des Blattes folgendes Telegramm gerichtet: »Die Tatsache der Gründungsfeier eines Unternehmens, vor allem in der Zeitungsindustrie, stimmt zur Nachdenklichkeit, aber auch zur Freude. Zur Nachdenklichkeit beim Rückblick auf die Schwierigkeiten und die harten Arbeiten, die es zu überwinden galt, zur Freude in der Erkenntnis, daß die Arbeit nicht umsonst geleistet wurde, daß sie einem hohen Ziele galt; und vor allem aus dem Bewußtsein, daß es das Begreifen der Volksnotwendigkeiten war, das die Grundlagen der Arbeit in der Vergangenheit bildete und in Zukunft bilden wird. Ich wünsche Ihrem Unternehmen, allen seinen Mitarbeitern und Angestellten eine weitere glückliche Zukunft.«

Mich hingegen stimmt der Rückblick auf die Schwierigkeiten, die ein Unternehmen in der Zeitungsindustrie zu überwinden hat, zur Freude, zur Nachdenklichkeit aber stimmt mich — nebst der Erkenntnis, daß die Arbeit nicht umsonst geleistet wurde, sondern einem Werk der Volksverblödung galt — die Erfahrung, daß der Umsturz das Phrasenzeremoniell nicht zertrümmert hat. Insbesondere zu denken gibt mir das Moment, daß ich als Steuerzahler mit einem Teilchen von einem Groschen an den Spesen dieses Telegramms beteiligt bin, wiewohl mir doch jeder Gusto näher liegt als der, die ‚Bohemia‘ zu ihrem Jubiläum zu beglückwünschen. Ich kann nicht sagen, daß sie, bevor sie das erlebt, eine alte Jüdin werden wird, denn sie ist eben schon hundert Jahre alt geworden. Ich will auch nicht sagen, daß ich erwartet hätte, durch die Vierteljahrhundertfeier der Fackel unsern Bundespräsidenten zur Nachdenklichkeit, wenn schon nicht zur Freude gestimmt zu sehen, wiewohl sie Österreich vielleicht doch etwas mehr anging als wenn die ‚Bohemia‘ bereits zum

peloponnesischen Krieg gehetzt hätte. Aber sagen muß ich, daß selbst wenn es uns wirklich nahe ginge, wie alt ein Blatt wird, das von der »Lage der Deutschen in Österreich« gelebt und so die in der Tschechoslowakei mitgeschaffen hat, wir darum doch nicht unbedingt dem Pathos der Redensart, in dem es gedeiht, Opfer zu bringen haben. Herr Dr. Michael Hainisch ist sicherlich als Privatmensch einer, der kein Falsch kennt. Er frage sich, ob er vor und nach dem Augenblick, da sein Sekretär das Telegramm aufsetzte, an die »Volksnotwendigkeiten« der »Bohemia« gedacht und mit seinem Herzen dabei war, allen ihren Mitarbeitern und Angestellten eine weitere glückliche Zukunft zu wünschen.

Versunkene Glocke

Aus einem seit zwölf Jahren unaufgeschnittenen Rezensionsexemplar »Bilder aus dem österreichischen Hof- und Gesellschaftsleben«, das etliches zum Kranklachen zu enthalten scheint, schnell, ehe es zu noch besserem Zweck verkauft wird, einen Leckerbissen. In einer Schilderung des »Derby«, wo man in gedrängt vollen Logen unter Feudalem auch etwas Trebitsch sieht, heißt es:

Im Zwinger vor den Logen bildet eine glänzende Schar von Komtessen (folgen Namen) eine feste Burg, in welcher die Schönheit und Anmut in verschwenderischer Fülle Verteilung fand.

Seit Menschengedenken kennt man die Macht der Komtessen, die sie in ihrem Kreise, in welchem sie regieren, ausüben, einmal tritt sie stärker, dann wieder schwächer hervor. Auch die Namen ändern sich nicht viel, sie bleiben fast immer die gleichen — gestern waren es die Mütter, heute sind es ihre Töchter und morgen kommen schon die Enkelinnen an die Reihe, die den Ton angeben.

Einige junge Herren nähern sich dem Zwinger mit kühnem Schritt und dort stehen ein paar Gardisten in einem Kreis von »Epoqueurs«, die aber jetzt ihre Aufmerksamkeit und ihr ganzes Interesse den Pferden und nicht den schönen Komtessen zuwenden. — —

Das Derby ist vorbei und vorbei auch eine Unterhaltungsepoche, der Schluß der offiziellen Saison ist gekommen und nur wenige nehmen die geträumte Befriedigung mit nach Hause. — —

Das geschah also 1914, knapp bevor sich die Aufmerksamkeit wieder einem ganz anderen Ereignis zuwandte.

Der Stutzen

So viele Jahre können nach dem Umsturz gar nicht verstreichen, daß die Schnüffel- und Schlieferl nicht noch Authentisches aus Hofkreisen ersehnten. In der Zeit, da Männerstolz die Ausrede hatte, durch das Strafgesetz vom Kaiserthron zurückgehalten zu sein, war Liebedienerei nur vom Ketterl gehindert, in die Geheimnisse der kaiserlichen Kammer einzudringen. Jetzt scheint der Kammerdiener, den Bedürfnissen der Zeit entgegenkommend und dem Gebot der ‚Stunde‘ gehorchend, mit Informationen keineswegs zu knickern. Was nun herauskommt, wenn der Analphabetyar, in der Sphäre nicht bewandert, derlei verarbeitet, zeigt der folgende Fall:

Nach und nach entdeckte sie, daß es ihm an Sachen fehle, was jeder andere alte Kavalier sicherlich in mehr als einem Exemplar besitzt: Da war die alte Uhr . . . da war der Mangel eines Wagenpelzes, da war das einfache »spanische Röhrl«, das bei den Ischler Spaziergängen anstatt eines Stockes getragen und durch einen solideren Stutzen abgelöst wurde.

Daß Franz Joseph mit einem spanischen Röhrl auf die Jagd gegangen ist, scheint danach zwar nicht festzustehen, wohl aber, daß er mit einem Schießgewehr zu spazieren pflegte.

Aus dem Silvestertraum gesprochen

1/2
1. d. g.
Bei 1926 will ich nicht lange verweilen; man erzählt in einer guten Gesellschaft nicht viel von einem unangenehmen Menschen, wenn man froh ist, daß er bereits den Winterrock anzieht. Soll ich Ihnen Namen nennen? Mussolini, Ahrer, Breitner, Poincaré, Ford, Cyrill von Bulgarien und viele, viele andere, von denen im verflommenen Jahre so oft die Rede war? Schweigen wir einmal von ihnen, wie uns der Schnabel gewachsen ist. Wir werden von ihnen im Jahre 1927 wieder hören, sie bleiben uns erhalten. . . .

im
Wenn man seinem eigenen Gefängnis entspringt, zu Silvester geschieht es risikolos, am nächsten Tag wird man wieder eingefangen und in die Zelle seiner Lebensgewohnheiten gesperrt.

Die ‚Stunde‘ über Amateurepresser

H. and
Wenn schon nicht Amnestie, so sichert doch Amnestie den Stunde-Leuten ein ruhiges, beschauliches Dasein. Unter dem Titel »Zwei Buben als Amateurepresser«, jeder Erinnerung entrückt

Wunderlich

Wagner (Willy) Honnelt!
juli

an die Zelten, wo es mehr Buben und Professionals gab, berichtet sie wie folgt:

— — stehen vor einem Schöffensenat des Landesgerichtes unter Vorsitz des OLGR Hellmer unter der Anklage des Verbrechens der Erpressung. Die Geschichte, die sie ins Kriminal brachte, hört sich wie ein stümperhafter Detektivroman an. — — Er gewann für diesen abenteuerlichen Plan seinen Freund Johann Sch. und die beiden Burschen berieten nun lange, wie sie die Kosten einer Überseefahrt aufzubringen sollen. Harald meinte, dazu wäre sicherlich viel Geld notwendig und viel Geld könne man nur von reichen Leuten haben. Also los gegen einen reichen Mann! Sie lasen in den Zeitungen, daß man von reichen Leuten viel Geld auf die einfache Weise erlangen könne, daß man ihnen mit einer kleinen Unannehmlichkeit drohe. Zum Beispiel die Abwehr einer peinlichen Enthüllung in Liebessachen lassen sich reiche Leute erfahrungsgemäß hübsche Summen kosten.

Also schrieben sie einem Wiener Großindustriellen ungefähr folgendes: — —

Wir wären gern bereit, von der Informierung Ihrer Frau Abstand zu nehmen, wenn sie uns mit 1500 Schilling aushelfen wollen.

— — Wegen Verbrechens der Erpressung angeklagt, verantworteten sich die Burschen dahin,

daß sie es in Österreich nicht mehr aushalten konnten

und, von unwiderstehlichem Wandertrieb erfaßt, in die weite Welt hinaus wollten, um sich eine neue Existenz in der Fremde zu gründen. Sie hätten sich gedacht, daß 1500 Schilling, für sie ein unerreichbar hoher Betrag, für den steinreichen Präsidenten eines großen Industrieunternehmens eine Bagatelle sei. Sie hätten nicht gewußt, daß das, was sie taten, ein so furchtbares Verbrechen wäre, wie es der Staatsanwalt Dr. Nährhaft ihnen an den Kopf donnerte.

Der Schöffensenat trug denn auch der jugendlichen Unbesonnenheit der beiden Angeklagten Rechnung und verhängte über sie eine verhältnismäßig milde Strafe: je zwei Monate schweren Kerkers.

Wie da die ‚Stunde‘ gegen den Staatsanwalt aufbegehrt und für Milde plädiert, scheint sich doch etwas wie eine Erinnerung zu regen. Erstaunlich genug, denn daß im Hause des zu Hängenden vom Strick gesprochen wird, ist der pure Übermut. Im allgemeinen überwiegt aber doch der Eindruck, daß die ‚Stunde‘, wenn sie auch

reichlich viel vom Redaktionsgeheimnis ihrer Vergangenheit preisgibt, sich ein wenig über die Anfänger und Amateure lustig machen will. Zumal wegen der 1500 Schilling, die für sie nie ein unerreichbar hoher Betrag waren.

Wer hat die schönsten Beine?

fragte der Herr Hofrat Wirth, nachdem ihm der Bundeskanzler eine Medaille der Republik überreicht und er sich entschlossen hatte, die Chefredaktion der ‚Stunde‘ zu übernehmen, erkennend, daß es ein gutes Blatt sei, wohl wert, daß sich ein Christ sein unterwinde.

Eine Konkurrenz der schönsten Frauenbeine ist für Wien etwa Neues. . . . London und Paris kennen sie längst und freuen sich ihrer. Nun soll eine Handvoll bildender und Bühnen-Künstler, Journalisten und Schriftsteller über die schönsten Frauenbeine Wiens das Paris-Urteil fällen.

Wetten, daß mancher treue Leser der ‚Stunde‘ fragt: No und wer wird das London-Urteil fällen? Aber alle werden dabei sein wollen, wenn die Handvoll sich über die Beine hermacht. Und die ‚Stunde‘ hat noch was besonderes in petto. Denn nicht genug daran, daß es wieder einmal um einen Blaufuchs geht:

Welche von den prämierten Konkurrentinnen vier aufeinanderfolgende Kupons der ›Stunde‹ in ihrem Täschchen hat, erhält außerdem den

Zusatzpreis der ›Stunde‹, bestehend aus einer wertvollen Bronzestatue.

. . . Vergessen Sie also nicht, meine Gnädige, die Kupons der ›Stunde‹ auszuschneiden und ins Moulin Rouge mitzunehmen. Sie finden sie auf der ersten Seite des Blattes, neben dem Titelkopf. Sie werden auch sonst gut daran tun, die Kupons aufzuheben — ihr Besitz wird Ihnen noch manche angenehme Überraschung bringen.

Gewiß haben sich die Zeiten geändert. Während man es früher mehr auf die Täschchen der männlichen Leser abgesehen hatte, werden jetzt nur die Gnädigen berücksichtigt und der Herr Hofrat Wirth verwendet Tschuppiks Animierkünste ohne ernstere Absichten. ~~Aber~~ könnte es ein österreichischeres Schauspiel geben als diese Entwicklung eines österreichischen Offiziosus? Da hat Liliencrons ›Die alte Hure im Heimatdorf‹

H
hat das einen Timi? Nun

H in der Führung.

H ~~wann~~ ihr Gegenstück erhalten: Der alte Hofrat ~~im Bordell~~ Das hat sich der Mann, der die Seelen dieses Landes sanieren wollte, gewiß nicht träumen lassen, daß eine der ersten Fragen, die ein Dignitar, ein Dignitarier der Republik im neuen Wirkungskreise zu stellen hat, lauten würde: »Wer hat die schönsten Beine?« Bei der Reform an Haupt und Gliedern der ‚Stunde‘ war es mit tunlichster Belassung der letzteren wohl eine Bedingung, daß speziell die Wadeln beizubehalten sind, und wie sie nach wie vor an der Willingerfront erscheinen, denkt man doch mit einiger Wehmut, daß Bekessy nicht nur nicht umsonst, sondern auch nicht vergebens gewirkt hat und daß sein Bestes unverloren bleibt. Der Herr Hofrat Wirth, dem es an der Amtlichen Nachrichtenstelle nicht gesungen wurde, daß er einst dieses Metier ergreifen werde, hat sich verblüffend rasch eingelebt, und so bleibt nur zu hoffen, daß der Geist Tschuppiks, der in Wien noch umgeht und weder Ruhe noch Beschäftigung finden kann, bald in die Direktion der Amtlichen Nachrichtenstelle Eingang finden wird. Was wäre in diesem bunten Bünd nicht alles möglich? Sogar daß dessen Präsident einer Premiere des Hans Müller beiwohnt und das raumfüllende Gesindel, mit dem Ohr die Jargonausdrücke schlüpfend, mit dem Operngucker deren Wirkung auf das Staatsoberhaupt kontrolliert und in dessen Anblick das Wort »Popo« zur Sensation macht. Warum sollte da nicht ein emeritierter Hofrat einen Schlüsselroman des Herrn Dörmann drucken und Zusatzpreise zu den schönsten Beinen anbieten?

guckt

Lippowitz hat nichts dagegen

Möchte mit Dir — —
Friedi komm! Innige Grüße.
5858 — 110

Die Zimmervermieterin, die auszuheben der Polizei gelingen dürfte, kriegt drei Monate, Lippowitz vom Polizeipräsidenten einen Weihnachtsbeitrag.

Prominente Pupperin

Damit glaube ich, ist mir die Paarung des Fürchterlichsten geglückt, was die Vorstellung eines Höllenbordells schon auf Erden verwirklicht, ein Schulter an Schulter der Nachkriegswelt, das alle Schrecken von damals begrifflich und terminologisch überbietet. Hatte die Möglichkeit der Bezeichnung »Göttergatte« oder von Ansprachen wie »Küß die Hände!« und »Noch nicht auf die Länder?« die Unvermeidlichkeit des Kriegsausbruches dargetan; war in der Pestluft der Glorie solche Unzucht einer librettoverseuchten Zentralmenschheit zur Orgie aufgeschwollen, so läßt doch das seit dem Umsturz Gehörte und Geschaute in jenen Erscheinungen ein verlorenes Paradies zurückträumen. Pupperl! Gewiß, das war vor dem Krieg ein Feinschmeckerwort, das einem den Magen umdrehen mochte. Jetzt ist es ein Titel, der rechtens der Begleiterin des »Herrn Doktors« zukommt. Ich hörte einen Friseur nach getanem Werk die Glätte einer Wange rühmen und als höchsten Ausdruck des Gelingens die Worte sprechen: »Da wird das Pupperl eine Freud' haben!« Die Erde tat sich nicht auf, um Mann und Klinge, Doktor und Pupperl zu verschlingen. Es gibt bekanntlich eine eigene Pupperlzeitung in Wien, die in ihrer Blütezeit die Pupperlinteressen sogar durch Bedrohung der Pupperlinhaber zu vertreten wußte, wobei freilich der Löwenanteil des Erfolges ihr selbst zufiel. Aber noch heute ist sie mit der Sphäre so vertraut, daß sie den Bericht über ein Praterabenteuer folgendermaßen einleiten kann:

Der bulgarische Arzt Dr.

den sie natürlich mit vollem Namen nennt

ging an einem Sommerabend mit einem Pupperl in den Praterauen spazieren

Nicht etwa in gerinschätzigen Anführungszeichen, sondern als Berufsbezeichnung. Diese Selbstverständlichkeit ist nur bei uns möglich, und im Ausland hätte man die größten Schwierigkeiten, dergleichen zu verstehen. Aber ein Pupperl, das spazieren geht,

ist auch hier etwas Seltenes. Zumeist wird es an ein Motorrad angehängt. Das Motorrad tönt und riecht wie die Zeit, aber der Unhold, in den sein Herr verkleidet ist, der sieht so aus wie die Zeit. Und nun bedenke man, daß der Nebensitz offiziell — in fachlichen Beschreibungen — »Pupperlsitz« genannt wird und in jenem Volksmund, der nach dem Humor des ‚Götz‘ gewachsen ist, »Pupperlhutschen«. Man stelle sich das Seelenleben der Frau vor, die darin, sich munter nach dem Spalier der Betrachter umguckend, Platz nimmt, in dem Bewußtsein, daß sie von allen als zugehörige Pupperl agnosziert wird, welches demgemäß in der Pupperlhutschen mittut. Die Bundesbrüder, mehr dem homosexuellen Ernst des Lebens zugeneigt, sprechen schlicht von einem »Soziussitz«. Den Begriff des Pupperls kennen sie nicht — Puppchen, das ist nicht das Richtige, und Puppal zu sagen macht ihnen denn doch Schwierigkeit. Aber was dafür das »Prominente« betrifft, da kennen sie sich aus, da wissen sie Bescheid! Das dürfte überhaupt von ihnen zu uns gekommen sein. Wie ist nun die Affenschande dieser Benennung zu erklären? Natürlich hat es das immer schon gegeben, es ist ein gutes Fremdwort, das, solange es Seltenheitswert hatte und nur der Person verliehen wurde, der es zukam, durchaus nicht widerwärtig klang. Aber es wurde eigentlich nie gebraucht, denn man begnügte sich, jemand verdienstermaßen »hervorragend« zu nennen. Nach der Befreiung der Sklaven war wie auf einen Zauberschlag das Wort »prominent« da, nunmehr allem verliehen, was vordem keineswegs hervorgeragt hätte. Das ist sicherlich so zu erklären, daß in der Seele des Deutschen ein tiefes und nun obdachloses Kaiserbedürfnis wohnt, das nun Superioritäten herstellen mußte. Unter dem Szepter scharten sie sich zu Vereinen, in der Freiheit legen sie auf Unterscheidung Wert. Der einzige Prominente, der nebst der natürlichen Überlegenheit der militärischen Würdenträger auch ehedem schon in Erscheinung trat, war der »Ober«, auch »Herr Ober« genannt. »Die Prominenten« — das grausliche Substantiv bezeichnet keine Eigenschaft mehr, sondern eine Kategorie, eine Steuergruppe — : sie haben dem Deutschen nach den Wirren des Umsturzes den Glauben an Ideale gerettet. Die Prominenten, das sind die Obertanen. Eine allgemeine Verkaiserung setzte ein, es wurde auf Teilung gespielt und natürlich begann es bei den Schauspielern.

16 Lof

12

Da sie nun zwar wie kein anderer organisierter Stand das Bedürfnis nach sozialer Absonderung von ihresgleichen fühlen, aber doch gerade sie es nicht wagen können, sich selbst »hervorragend« zu nennen, so nannten sie sich eben »prominent« oder vielmehr: »die Prominenten«. Die Einführung dieses Begriffes in das Metier führte dahin, daß heute die Theaterparias für drei Mark täglich mit Zulage von Insulten robotten müssen, damit »die Prominenten« zwischen 300 und 3000 Mark verdienen können, und zwar zumeist solche, die Zufall, Konjunktur oder Willkür der journalistischen Selbstherrscher (der Prominenten der Kritik) aus der Fülle der Untalente emporgehoben hat. So sicher nun Demokratien, in denen solche Dinge möglich sind, wenn sie nur nicht Kriege führen dürfen, Vorzug vor Monarchien verdienen, so gewiß kann man sich den des Wunsches nicht erwehren, daß sie gleichfalls der Teufel hole. Und was das Gehaben der Prominenten betrifft, die sich nunmehr schon in jedem Beruf entwickelt haben, einfach durch Selbsternennung da sind und durch Frechheit sich erhalten, so läßt sich nur Nestroy zitieren, der prophezeit hat, daß die Gleichheit »noch bitterer den Abstand zwischen arm und reich« machen werde:

Mit zehn Fürsten und Grafen red't man leichter ganz g'wiß,
Als mit ei'm Flecksieder, der Millionär worden is.

Denn

Es sitzt keiner in ein' Wirtshaus, der nicht in sein' Hirn
Sich denkt, wie das schön wär', wenn er tät regier'n.

»Schaut man d' Gleichheit so an, sagt man« /mit Nestroy/: »nein', da hört's auf, ein Vergnügen zu sein.« Und doch gab es nach 1848 beiweitem nicht so viel Prominente wie nach 1918. Das Ekelwort wuchert hauptsächlich in den Spalten der Presse, die wenn's finster wird erscheint /Komödianten, Filmfritzen, Kabarettiatzken, Boxer, Fußballer, Parlamentarier, Eintänzer, Damenfriseur, Literaturhistoriker, Persönlichkeiten schlechtweg — alle können prominent sein. Aber neulich hat man etwas ganz besonders Reizendes gelesen. Nach dem Prozeß, in dem die größte Bubentat des Pupperblattes als »vernachlässigte Obsorge« gesühnt wurde — und alle Erinnerung wieder da war an die Zeit, wo sie Vater /Vater, leih' mir 'n Revolver gespielt haben und hinterdrein keiner etwas getan).

Handwritten notes:
wenn nicht!
hört's auf!
hört's auf!

Handwritten marks and notes:
~
H 8
7 (7)
H Jürgens
L P
x. 117

Handwritten notes at bottom left:
Ziel ...
im ...
im ...

Handwritten notes at bottom right:
hat ...
21 ...

gewußt, geahnt haben wollte —, konnte man die Verwahrung lesen:

Die Annahme des Chefredakteurs Austerlitz, es habe sich um ein förmliches Komplott gehandelt, in das sämtliche prominenten Redakteure der ‚Stunde‘ verwickelt gewesen seien, muß aber als eine den Tatsachen widersprechende Mutmaßung zurückgewiesen werden.

Das dürfte wohl die äußerste Möglichkeit von Prominenz bedeuten! Aber in Berlin gibt es dafür schon prominente Gegenstände, Waren, Artikel, Realitäten. Im ‚Tageblatt‘, wo es freilich alles gibt, war ein Häuseranbot inseriert unter dem Titel:

Prominente Häuser |

Derlei ist heute in Berlin so selbstverständlich wie bei uns das Pupperl. Vorläufig wird es noch auf dem Beisitz des Motorrad^s mitgenommen und entschwindet dem Blick. Oder geht anonym neben einem bulgarischen Arzt einher. Aber es kann nicht mehr lange dauern, schon macht sich eine Bewegung unter den Pupperln geltend, und bald wird man aus ihren Reihen die prominenten Pupperln hervortreten sehen.

Glossen

Sanssouci

Die ›Stunde‹ erleichtert
ihren Lesern die Wintersorgen

Kaum ist der Winter da . . . so wartet er schon mit tausenderlei Sorgen auf: Mit leisem Unbehagen nimmt man den Ballkalender zur Hand, konstatiert, daß es da doch einige Veranstaltungen gibt, bei denen man ›dabei gewesen sein‹ muß, Silvesterfeiern, Redouten . . . sorgenvoll blickt man aus dem Fenster — —

— — — — —
›Die Stunde‹ hat es sich in den
Kopf gesetzt, ihren Lesern die Sorgen
ein wenig zu erleichtern. — —

— — ›Die Stunde‹ gibt ihren Lesern für eine gewisse Anzahl dieser Kupons allerhand liebenswürdige Möglichkeiten. Diese Kupons müssen dabei gar nicht fortlaufend sein, es genügt eine bloße Anzahl mit verschiedenen Nummern, ganz gleichgültig, ob diese fortlaufend sind oder nicht. — —

Man soll aber an so etwas gar nicht denken, es handelt sich wirklich nicht um Aktennummern. Denn die ›Stunde‹ will doch im Gegenteil ihren Lesern die Wintersorgen erleichtern, sie hat es sich in den Kopf gesetzt. Wie macht sie das?

Für zehn solcher Kupons beispielsweise ist die Weekend-Frage, die Raxfahrt gelöst — — Auch die Ballfrage läßt sich leicht lösen.

Denn die ›Stunde‹ will ihre Leser nicht nur äußerlich führen, sondern auch zu den verschiedenen Saturnalien, die nun dem neuen Kronos zu Ehren abgehalten werden.

Für 100 Kupons und darüber sind Preise in Aussicht genommen, unter denen auch der sicherlich nicht zu verachtende einer Ozean-Reise figuriert.

Wie verlautet, soll sich der dahingegangene Gründer mit dem Plane tragen, 100 Kupons und darüber zu sammeln. Er wird in diesem Vorhaben von der ›Stunde‹ unterstützt, die es sich in den Kopf gesetzt hat, ihm und sich die Sorgen ein wenig zu erleichtern.

Chefredakteur: Hofrat Dr. Josef C. Wirth

Die geheimnisvolle Maske

Das Rätsel der Redoute der »Bühne«

Bei der am Samstag in den Konzerthausälen stattfindenden Redoute der »Bühne« wird eine originelle Konkurrenz durchgeführt werden.

Die berühmte Filmdiva, Frau

Fern Andra,

wird kurze Zeit nach 11 Uhr in einem prachtvollen Balkkostüm von Krupnik, maskiert den großen Saal betreten und einmal das Gewühl der Menge durchschreiten. Derjenige Herr — denn nur Herren können an dieser Konkurrenz teilnehmen — der Frau Andra trotz der Maske zuerst erkennt, ihr auf die Schulter klopft und sie mit den Worten: »Guten Abend, Frau Andra!« begrüßt, geht als Sieger aus dieser Konkurrenz hervor. Frau Andra wird an seinem Arm das Podium betreten, ihm einen Kuß auf die Stirn geben und ihm

— tulle dolci —

den Preis, eine entzückende kleine Home Jazz vom Musikhaus Lion (L. Kolowratring 10), ein kleines elegantes Kofferchen, in dem sich alle für eine richtige Jazzband notwendigen Utensilien befinden, überreichen.

*

Nicht genug an dem, sondern auch:

Ein Pelz für die schönste Maske

2000 Eau de Cologne-Flaschen
als Damenspende

— — Jede Dame erhält diese Spende schon beim Aufgang ins Foyer — — eine elegante Damenhandtasche von der Lederwarenfabrik — — fünf Flaschen Champagner Vöslauer Goldeck von — — noch je eine Dose russischen Malossol-Kaviars von der Firma — —

*

— — die Bodenwieserinnen — —

*

Kurz nach 11 Uhr betrat, von Alwin Neuß geführt, Fern Andra in einem prachtvollen Kleid von Krupnik den dicht gefüllten Saal. Wenige Sekunden später war sie auch schon erkannt. Herr Alexander Grünfeld hatte das scharfe Auge und wurde dafür unter großem Beifall des Publikums durch ein paar herzhafte Küsse der berühmten Filmdiva und durch Überreichung der von der Firma — —

Inzwischen waren auch schon die Stadttheatergirls eingetroffen. — —

Also kein Grund mehr zur Beunruhigung.

Im Mittleren Konzerthausaal spielte ununterbrochen in uneigennützigster Weise die Amateur-Jazzband Collegiate — — In den Logen die Spitzen der Wiener Gesellschaft.

— — Selbstverständlich kann diese Präsenzliste keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben. — —

Große gesellschaftliche Ereignisse werfen Wellen der Erregung auf Wochen voraus. Die Modehäuser, die Frisiersalons sind von ihnen erfüllt. Die beauté-machenden Damen, die Schuhkünstler, die Verkäufer von Blumen und Perlen werden mitgerissen. Sie alle dienen den Frauen, die an solchen Festen schön sein wollen und — schön sind, wie unsere Redoute wieder bewiesen hat.

Wenn man aber bedenkt, daß er das alles nicht mitmachen konnte, wird einem schwer ums Herz! Und wenn man dann noch liest:

daß die Veranstalter dieser Redoute ihr eigenartiges Gepräge, das sich im Vorjahre schon bewährte, auch diesmal zu erhalten wußten

dann empfindet man den ganzen pietätlosen Hohn dieser Usurpierung und möchte sich vorstellen, wie einer im Exil schmerzlich von einem Getreuen die Nachricht empfängt von Bolingbrokes Triumph und daß sein altes Pferd den neuen Reiter nun geduldig trug:

»Ritt er den Berber? Sag mir, lieber Freund,
Wie ging er unter ihm?«
»So stolz, als wär' die Erd' ihm zu gering.«

Aber da können sie sich auf den Kopf stellen — es ist doch nicht mehr das, was es einmal war. Schwächliches Epigonengeschlecht von Hofräten, das den großen Rausch dahingegangener Dionysier nachzuahmen versucht! Wer sich von der älteren Generation noch erinnert, wie der hünenhafte Neger die Odys nahm — da mußte man das Publikum gesehen haben —, ja das waren Zeiten! Außerdem fehlten der Polizeiboxer Anderschütz und der Minister a. D. Heinl. Es war also nicht das Richtige. Und vor allem und trotz 2000 Eau de Cologne-Flascherln — es waren ~~doch~~ nicht die aromatischen Menschen! +

Kehraus

Man weiß in Wien, wie rauschend, wie unbefangen lustig und gemütlich die Feste der ‚Bühne‘ verlaufen.

Und alle Teilnehmer, Damen und Herren, sollen mit reizenden Damen-,/respektive Herrenspenden/bedacht werden:

/> /<

Denn nicht weniger als 3000 Spenden wurden uns zur Verfügung gestellt.

Es wäre demnach zu untersuchen, ob die Firmen nicht aus Furcht, wiewohl zu dieser nicht der geringste Grund mehr besteht, sich zu dem Opfer bewogen gefühlt haben. Die unbefangene Lustigkeit und Gemütlichkeit wird nicht mehr lang⁷vorhalten, um den Ernst des § 98 b zu verbergen, und es kommt der Bußtag für die Saturnalien der Vergangenheit. Aber die Gegenwart tut oder unterläßt zu wenig, um sich von dieser abzusondern, ja man hat den Eindruck, daß sie von ihrem Aroma nascht und keineswegs gewillt ist, nach außen hin brüsk mit der Tradition zu brechen. Daß die Erben des Kronos das Erpressen streng verpönnen, scheint in den Kreisen der Opfernden noch nicht ruchbar geworden zu sein. Sie sollen aber erfahren, daß die heutige ‚Stunde‘ nicht daran denken würde, für die Verweigerung von 3000 Spenden Gegenmaßregeln zu ergreifen, sie sollen sie zurückverlangen und, wie es Rechtens ist, an Bekessy überweisen.

7

2

Ratten

taugen zu Metaphern.

Warum unterschätzt der Mensch, der so gern von einem Rattenschwanz von Prozessen spricht und darunter etwas unerhört Kompliziertes versteht, das den Rattenschwanz harmonisch ergänzende Rattengehirn? — —

Das tut er keineswegs, aber er spricht korrekter von einem Rattenkönig von Prozessen.

7

Wennich tiefer über all die Probleme von heute, die den Wiener anblasen, anpfauchen und anstieren, nachdenke, so komme ich zu dem betrüblichen Schluß: Wir haben überhaupt kein Talent zum Vertilgen! Doch!

Und da auch unsere Republik festgemauert in der Erden ist, so hege ich wenigstens nicht die Befürchtung, daß sie trotz der Niederlage, die sie an ihrem letzten Großkampftag erlitten hat, wird abdizieren müssen zu gunsten des berühmten Rattenkönigs . . .

H. J. in Wien.

~~Da haben wir ihn!~~ Doch die Zusammenhänge sind nicht ganz klar, selbst wenn man davon absieht, daß nicht die Republik, sondern die Gemeinde den Krieg gegen die Ratten verloren hat. Zugunsten welches Rattenkönigs die Republik abdizieren könnte, ist auch nicht ersichtlich. Jener Rattenkönig von Prozessen kann es schon darum nicht sein, weil das Urteil jedesmal im Namen der Republik gefällt wird. Der Rattenkönig ineinander verflochtener Infamien, der ihn nach sich gezogen hat, ist von mir entwirrt und kaput gemacht worden. Er bestand aus Rattenschwänzen, deren Zugehörigkeit die Ratten selbst nicht mehr bestimmen konnten. Was ich da zur Säuberung der Stadt geleistet habe — nebst der unermüdlichen Gewinnung strafrechtlichen Neulands mit Hilfe eines Anwaltes, der allerdings ein passionierter Rattenfänger ist —, dafür wird erst eine kommende Einwohnerschaft dankbar sein. Mein Großkampftag ist erfolgreicher verlaufen als der der Gemeinde, deren Führer freilich der Rattenplage, mit der ich fertig wurde, nicht einmal mit dem Willen entgegengetreten sind, so daß sie sich sogar im Rathaus einnisten konnte. Aber ich habe keine Unterstützung gebraucht, um sicher zu sein, daß meine Ratten in Wien nicht an Altersschwäche sterben.

Der Vielbeschäftigte

Polizeipräsident Schober über den ›Weltfriedenstag‹.
Von unserem Korrespondenten.

Berlin, 10. Januar

Zu der vom ‚8-Uhr-Abendblatt‘ angeregten Idee eines Weltfriedenstages

(Das 8-Uhr-Abendblatt in Berlin ist das üble Sensationsblatt des Herrn Viktor Hahn aus Wien, das um zwei Stunden später — die Stunde als Wertmaß genommen — als das 6 Uhr-Abendblatt in Wien des Herrn Hacsak aus Budapest erscheint)

äußerte sich Bundeskanzler a. D., Polizeipräsident Schober: ›Zu schön gedacht, um wahr zu sein.‹ Das war der erste Gedanke, als ich die liebenswürdige Anregung in einem Schreiben der Redaktion des ‚8-Uhr-Abendblatt‘ gelesen hatte. Doch ohne Ideale kann der Mensch nicht leben — —

Und ohne Zeitungen offenbar noch weniger.

Blattgefühl

... Wir Schüler Moriz Benedikts, des großen, unvergeßlichen Pöblisten, haben von unserem Meister immer wieder die Lehre eingepägt erhalten, daß die Einheitlichkeit starker Gesinnung, das feste Zusammenhalten und das eifervolle Blattgefühl die ehernen Klammern sind, die den mächtigen Bau der »Neuen Freien Presse« zusammenhalten. In dieser Hinsicht warst du uns ein unerreichtes Vorbild. . . .

Wirklich an einem Grab gesprochen.

Umsturz in der Neuen Freien Presse

Unlängst, an einem Sonntag, mußten die ältesten Leser das Folgende wahrnehmen. Zum erstenmal, nicht etwa in der Gerichtsrubrik, nein in der Literaturreubrik — in der Besprechung einer Novelle von Berthold Viertel durch Herrn Zweig — lasen sie, der Autor habe unter anderen Werken eine fanatische Bekenntnisschrift für Karl Kraus geschrieben, und ferner, der Held seiner Novelle werde in einem Abenteuer mit einer kleinen Hure vorgeführt. Das war etwas viel auf einmal. Es schmeichelt mir, daß bei der ersten Gelegenheit, da sich die Neue Freie Presse das Wort »Hure« erlaubte — obschon sie vielleicht bei einer »kleinen Hure« unliebsame Gedankenverbindungen für ausgeschlossen hält —, auch meinen Namen über die Lippen gebracht hat. Sie weiß, daß ich stets gerade auf diesem Gebiete den Kampf gegen soziale Vorurteile geführt habe und wo es stärkere Journalisten gibt, immer auf Seite der schwächeren Huren gewesen bin. Aber für die treuen Leser, welche die Traditionen des Blattes schon durch die Seifenannoncen über dem Leitartikel durchbrochen fühlen, war es sicherlich ein Chok. Handelt es sich doch um Gebiete des Wissens, die nicht ohne behutsame Aufklärung, nicht allzu jäh erschlossen werden sollten. Jenen nun, die sich über die durchgreifende Neuerung entrüsten dürften, wird die Neue Freie Presse schon mit dem Mut ihrer Überzeugung und mit dem Blattgefühl, das eben auch eine Anpassung an den Zeitgeist vorschreibt, zu begegnen wissen. Es werden sich aber voraussichtlich Gruppen bilden, und was wird sie mit solchen Lesern anfangen, die überhaupt nicht verstanden haben, was ihnen ihr

10
15

Blatt da aufischt? Es verlaudet denn auch bereits, daß aus dem Lager der ältesten Biache, die nie anderes als die Neue Freie Presse gelesen haben, lebhaftige Anfragen eintreffen: »Fanatische Bekenntnisschrift für Karl Kraus? Erstens, wer ist das, was heißt das? Bekenntnisschrift für einen Unbekannten? Was hat er selbst für Schriften geschrieben? Zweitens, wie ist das zu verstehn mit Hure? Was ist das, was heißt das? Schreibt sie fürs Blatt?« Denn zu Rebussen sind sie nicht aufgelegt, und schicklich muß man zugeben, die Neue Freie Presse hat sich vielleicht ein bißl überreit.

Wir können uns den Fall denken

Über »die Treuepflicht des Ehegatten nach der Scheidung« — ein österreichisches Problem — ergeht sich der Vizepräsident des Landesgerichts im deutschnationalen Regierungsblatt:

Wir wollen nicht einer allzu leicht möglichen Ehescheidung das Wort reden. Wir können uns aber den Fall denken, daß eine tugendsame, unglückliche und wahrhaft liebende junge Frau nach der Ehescheidung von ihrem nicht tugendhaften, ungeliebten Gatten verlangt. Da soll nach der Scheidung die Pflicht zur ehelichen Treue bestehen bleiben? Nein und dreimal nein....

Dieser kühne Drang nach Neuerung und die Möglichkeit, daß wieder die Reichspostkreise den Bekenner vor ein Ketzergericht stellen könnten — solche Vorstellung eines Fibel-Babel läßt doch, zwischen allen hochfliegenden Plänen der Menschheit, den Orbis als Taferlklasse erscheinen und die Austria darin als die ultima.

Mensch und Tier

Infolge von zwei Fällen von Tollwut in Donnerskirchen am Neusiedlersee ordnete der Bezirkshauptmann von Eisenstadt die Vertilgung sämtlicher Hunde und Katzen in Donnerskirchen an. Wie dabei vorgegangen wurde, das spottet jeder Beschreibung. Die Tiere mußten lebendig oder tot auf den sogenannten Aasplatz gebracht werden, wo fünf junge Burschen vor Schulkindern ihres Schinderamtes

In einem kleinen Orte der Gironde hat sich nachfolgende Geschichte zugetragen. Ein Milchfahrer hatte dort vor drei Jahren im Winter einen kleinen frierenden Schäferhund von der Straße aufgenommen und in sein Haus gebracht. Dieser Tage wollte nun ein Untermieter des kleinen Häuschens Feuer in seinem Ofen machen und schüttete

wäliteten. Die Katzen wurden in Säcken auf den Aasplatz gebracht und dort von den Burschen solange an die Baumstämme geschlagen, bis sie kein Lebenszeichen mehr von sich gaben. Bei dieser Prozedur zerrissen viele Säcke und die schwerverletzten Katzen fielen heraus, wobei sie sich davonzuschleppen versuchten, wurden aber von den Schulkindern zumeist eingeholt und dann vollends erschlagen. Einzelne Tiere entkamen in den Wald, wo noch am nächsten Tage Hunde mit zerschlagenen Gliedmaßen, Katzen mit gebrochenem Rückgrat halb verendet aufgefunden wurden. Die Hunde wurden einzelweise in der grausamsten Weise erschlagen. Der Hund eines Ortsinsassen erhielt mindestens 30 Schläge, bis er zusammenbrach; er wurde auf den Haufen zu den toten Hunden geworfen, nach 15 Minuten schleppte er sich wieder weg und wurde dann erst totgeschlagen. Ein Hund kam nach drei Stunden mit einem heraushängenden Auge und herabhängenden Haut- und Fleischetzen blutüberströmt zu seinem Herrn in Haus zurückgelaufen, der ihn nochmals auf den Aasplatz trug, wo er endlich den tödlichen Schlag erhielt. Solche Fälle ereigneten sich sehr viele. Schulkinder und halbwüchsige Burschen zogen tote und lebende Katzen an Spagatschnüren durch den Straßenkot zum Aasplatz.

406

zu diesem Zweck Petroleum in die Glut. Die Flüssigkeit explodierte und das Haus stand bald in hellen Flammen. Es war Nacht, und die Familie des Milchfahrers schlief. Der Hund aber war sofort auf den Beinen. Er zerrte an der Bettdecke des Herrn, bis dieser erwachte, weckte die Frau und die Kinder, stürzte dann durch die Flammen auf die Straße und nun in ein Nachbarhaus, biß dort einen schlafenden Mann in die herabhängende Hand, so daß dieser erwachte und das Feuer bemerkte, und sprang dann auf die Straße in ein Lastauto, wo er den schlafenden Chauffeur weckte. Das leichte Holzhaus war in wenigen Minuten von den Flammen eingehüllt. Nur die Frau und zwei Kinder des Milchfahrers konnten gerettet werden. Der Mann und ein krankes Kind, das er retten wollte, kamen um. Als der Hund seinen Herrn nicht bei den Geretteten fand, stürzte er in das brennende Haus zurück. Feuerwehrleute brachten ihn völlig versengt und erblindet heraus. Kurze Zeit darauf starb er.

Bomben sind auf den Ölberg gefallen

Aus Jerusalem wird mir geschrieben:

Zu Ehren der gefallenen Krieger hat die hiesige Regierung am Ölberg einen großen Militärfriedhof angelegt. Am Eingang wurde ein großes steinernes Kreuz in Form eines Schwertes errichtet.

Gefallen zur Hebung des Fremdenverkehrs

Daß doch keine menschliche Phantasie den Kot-
haufen zu ermesen vermöchte, der sich Menschheit
nennt! Wähnt man den Gipfel erklimmen, immer
noch will es höher hinauf:

Paris, 21. Dezember. (Telegramm der »Wiener Allgemeinen
Zeitung«.) Ein Finanzsyndikat hat an die Regierung das Anbot
gestellt, unter Investition vieler hundert Millionen Francs in der
Umgebung von Verdun Riesenhotels, Restaurants,
Kaffeehäuser, Bars und Spielsäle zu erbauen, um
den Fremdenverkehr zu fördern. Das Konsortium ersucht
die Regierung, verschiedenes Kriegsmaterial, wie alte
Kanonen, verrostete Tanks usw. zur Verfügung zu
stellen, da die Gesellschaft bereit wäre, das Verduner
Schlachtfeld zu rekonstruieren.

Wenn es wahr ist und nicht bloß ein Telegramm
der »Wiener Allgemeinen Zeitung« (in welchem Fall
die französische Gesandtschaft zum Rechten sehen
müßte), so hätten die Reklamefahrten zur Hölle, die
seinerzeit von Basel ihren Ausgang nahmen, durch
eine Ehrenpforte des Menschengeschlechts geführt.
Dies Phantom haben die blut- und weinbesoffenen
Ungeheuer meiner Tafelszene denn doch nicht
geschaut! Der Teufel, den ich an die Wand gemalt
habe, war ein Possenreißer. Nichts, was ich voraus-
gesagt habe, ist eingetroffen. Alles wurde Lügen
gestraft durch eine Wahrheit, gegen welche die meine
ein Schmeichelwort an die Menschheit war.

an die Zeiten, wo es mehr Buben und Professionals gab, berichtet sie wie folgt:

— — stehen vor einem Schöffensenat des Landesgerichtes unter Vorsitz des OLG^r Hellmer unter der Anklage des Verbrechens der Erpressung. Die Geschichte, die sie ins Kriminal brachte, hört sich wie ein stümperhafter Detektivroman an. — — Er gewann für diesen abenteuerlichen Plan seinen Freund Johann Sch. und die beiden Burschen berieten nun lange, wie sie die Kosten einer Überseefahrt aufzubringen sollen. Harald meinte, dazu wäre sicherlich viel Geld notwendig und viel Geld könne man nur von reichen Leuten haben. Also los gegen einen reichen Mann! Sie lasen in den Zeitungen, daß man von reichen Leuten viel Geld auf die einfache Weise erlangen könne, daß man ihnen mit einer kleinen Unannehmlichkeit drohe. Zum Beispiel die Abwehr einer peinlichen Enthüllung in Liebessachen lassen sich reiche Leute erfahrungsgemäß hübsche Summen kosten.

Also schrieben sie einem Wiener Großindustriellen ungefähr folgendes: — —

Wir wären gern bereit, von der Informierung Ihrer Frau Abstand zu nehmen, wenn sie uns mit 1500 Schilling aushelfen wollen.

— — Wegen Verbrechens der Erpressung angeklagt, verantworteten sich die Burschen dahin,

daß sie es in Österreich nicht mehr aushalten konnten

und, von unwiderstehlichem Wandertrieb erfaßt, in die weite Welt hinaus wollten, um sich eine neue Existenz in der Fremde zu gründen. Sie hätten sich gedacht, daß 1500 Schilling, für sie ein unerreichbar hoher Betrag, für den steinreichen Präsidenten eines großen Industrieunternehmens eine Bagatelle sei. Sie hätten nicht gewußt, daß das, was sie taten, ein so furchtbares Verbrechen wäre, wie es der Staatsanwalt Dr. Nahrhaft ihnen an den Kopf donnerte.

Der Schöffensenat trug denn auch der jugendlichen Unbesonnenheit der beiden Angeklagten Rechnung und verhängte über sie eine verhältnismäßig milde Strafe: je zwei Monate schweren Kerkers.

Wie da die ‚Stunde‘ gegen den Staatsanwalt aufbegehrt und für Milde plädiert, scheint sich doch etwas wie eine Erinnerung zu regen. Erstaunlich genug, denn daß im Hause des zu Hängenden vom Strick gesprochen wird, ist der pure Übermut. Im allgemeinen überwiegt aber doch der Eindruck, daß die ‚Stunde‘, wenn sie auch

reichlich viel vom Redaktionsgeheimnis Ihrer Vergangenheit preisgibt, sich ein wenig über die Anfänger und Amateure lustig machen will. Zumal wegen der 1500 Schilling, die für sie nie ein unerreichbar hoher Betrag waren.

Wer hat die schönsten Beine?

fragte der Herr Hofrat Wirth, nachdem ihm der Bundeskanzler eine Medaille der Republik überreicht und er sich entschlossen hatte, die Chefredaktion der ‚Stunde‘ zu übernehmen, erkennend, daß es ein gutes Blatt sei, wohl wert, daß sich ein Christ sein unterwinde.

1as Eine Konkurrenz der schönsten Frauenbeine ist für Wien etw. Neues. . . . London und Paris kennen sie längst und freuen sich ihrer. Nun soll eine Handvoll bildender und Bühnen-Künstler, Journalisten und Schriftsteller über die schönsten Frauenbeine Wiens das Paris-Urteil fällen.

1B Wetten, daß mancher treue Leser der ‚Stunde‘ fragt: No und wer wird das London-Urteil fällen? Aber alle werden dabei sein wollen, wenn die Handvoll sich über die Beine hermacht. Und die ‚Stunde‘ hat noch was besonderes in petto. Denn nicht genug daran, daß es wieder einmal um einen Blaufuchs geht:

Welche von den prämierten Konkurrentinnen vier aufeinanderfolgende Kupons der ›Stunde‹ in ihrem Täschchen hat, erhält außerdem den

Zusatzpreis der ›Stunde‹, bestehend aus einer wertvollen Bronzestatue.

. . . Vergessen Sie also nicht, meine Gnädige, die Kupons der ›Stunde‹ auszuschneiden und ins Moulin Rouge mitzunehmen. Sie finden sie auf der ersten Seite des Blattes, neben dem Titelkopf. Sie werden auch sonst gut daran tun, die Kupons aufzuheben — ihr Besitz wird Ihnen noch manche angenehme Überraschung bringen.

4 mehr
- 1 ch
Gewiß haben sich die Zeiten geändert. Während man es früher mehr auf die Täschchen der männlichen Leser abgesehen hatte, werden jetzt ~~und~~ die Gnädigen berücksichtigt und der Herr Hofrat ~~Wirth~~ verwendet Tschuppiks Animierkünste ohne ernstere Absichten. Hat das einen Sinn? Und könnte es ein österreichischeres Schauspiel geben als diese Entwicklung eines österreichischen Offiziosus? Da hat Liliencrons ›Die alte Hure im Heimatdorf‹ ihr

gutes Gegenstück erhalten: Der alte Hofrat in der Hurengasse. Das hat sich der Mann, der die Seelen dieses Landes sanieren wollte, gewiß nicht träumen lassen, daß eine der ersten Fragen, die ein Dignitar, ein Dignitarier der Republik im neuen Wirkungskreise zu stellen hat, lauten würde: »Wer hat die schönsten Beine?« Bei der Reform an Haupt und Gliedern der ‚Stunde‘ war es mit tunlichster Belassung der letzteren wohl eine Bedingung, daß speziell die Wadeln beizubehalten sind, und wie sie nach wie vor an der Willingerfront erscheinen, denkt man doch mit einiger Wehmut, daß Bekessy nicht nur nicht umsonst, sondern auch nicht vergebens gewirkt hat und daß sein Bestes unverloren bleibt. Der Herr Hofrat Wirth, dem es an der Amtlichen Nachrichtenstelle nicht gesungen wurde, daß er einst dieses Metier ergreifen werde, hat sich verblüffend rasch eingelebt, und so bleibt nur zu hoffen, daß der Geist Tschuppiks, der in Wien noch umgeht und weder Ruhe noch Beschäftigung finden kann, bald in die Direktion der Amtlichen Nachrichtenstelle Eingang finden wird. Was wäre in diesem bunten Bund nicht alles möglich? Sogar daß dessen Präsident einer Premiere des Hans Müller beiwohnt und das raumfüllende Gesindel, mit dem Ohr die Jargonausdrücke schlüpfend, mit dem Operngucker deren Wirkung auf das Staatsoberhaupt kontrolliert und in dessen Anblick das Wort »Popo« zur Sensation macht. Warum sollte da nicht ein emeritierter Hofrat einen Schlüsselroman des Herrn Dörmann drucken und Zusatzpreise zu den schönsten Beinen anbieten?

Lippowitz hat nichts dagegen

Möchte mit Dir — —
Friedl komm! Innige Grüße.
5858 — 110

Die Zimmervermieterin, die auszuheben der Polizei gelingen dürfte, kriegt drei Monate, Lippowitz vom Polizeipräsidenten einen Weihnachtsbeitrag.

Prominente Pupperln

Dasst
Damit glaube ich, ist mir die Paarung des Fürchterlichsten
geglückt, was die Vorstellung eines Höllenbordells schon auf
Erden verwirklicht, ein Schulter an Schulter der Nachkriegswelt,
das alle Schrecken von damals begrifflich und terminologisch über-
bietet. Hatte die Möglichkeit der Bezeichnung »Göttergatte« oder
von Ansprachen wie »Küß die Hände!« und »Noch nicht auf die
Länder?« die Unvermeidlichkeit des Kriegsausbruches dargetan;
war in der Pestluft der Glorie solche Unzucht einer libretto-
verseuchten Zentralmenschheit zur Orgie aufgeschwollen, so läßt
doch das seit dem Umsturz Gehörte und Geschaute in jenen
Erscheinungen ein verlorenes Paradies zurückträumen. Pupperl!
Gewiß, das war vor dem Krieg ein Feinschmeckerwort, das einem
den Magen umdrehen mochte. Jetzt ist es ein Titel, der rechtens
der Begleiterin des »Herrn Doktors« zukommt. Ich hörte einen
Friseur nach getanem Werk die Glätte einer Wange rühmen und
als höchsten Ausdruck des Gelingens die Worte sprechen: »Da
wird das Pupperl eine Freud' haben!« Die Erde tat sich nicht
auf, um Mann und Klinge, Doktor und Pupperl zu verschlingen.
Es gibt bekanntlich eine eigene Pupperlzeitung in Wien, die in
ihrer Blütezeit die Pupperlinteressen sogar durch Bedrohung der
Pupperlinhaber zu vertreten wußte, wobei freilich der Löwenanteil
des Erfolges ihr selbst zufiel. Aber noch heute ist sie mit der
Sphäre so vertraut, daß sie den Bericht über ein Praterabenteuer
folgendermaßen einleiten kann:

Der bulgarische Arzt Dr.

den sie natürlich mit vollem Namen nennt

ging an einem Sommerabend mit einem Pupperl in den
Praterauen spazieren

ing
Nicht etwa in geringschätzigen Anführungszeichen, sondern als
Berufsbezeichnung. Diese Selbstverständlichkeit ist nur bei uns
möglich, und im Ausland hätte man die größten Schwierigkeiten,
dergleichen zu verstehen. Aber ein Pupperl, das spazieren geht,

ist auch hier etwas Seltenes. Zumeist wird es an ein Motorrad angehängt. Das Motorrad tönt und riecht wie die Zeit, aber der Unhold, in den sein Herr verkleidet ist, der sieht so aus wie die Zeit. Und nun bedenke man, daß der ~~Nach~~ ^{Nebsitz} offiziell — in fachlichen Beschreibungen — »Puppersitz« genannt wird und in jenem Volksmund, der nach dem Humor des »Götz« gewachsen ist, »Pupperlhutschen«. Man stelle sich das Seelenleben der Frau vor, die ~~darin~~ ^{darin} sich munter nach dem Spalier der Betrachter umguckend, ~~Platz nimmt, in dem Bewußtsein, daß sie von allen als das zugehörige Pupperl agnosziert wird, welches demgemäß~~ ^{Platz nimmt, in dem Bewußtsein, daß sie von allen als das zugehörige Pupperl agnosziert wird, welches demgemäß} ~~der Pupperlhutschen mittut.~~ ^{der Pupperlhutschen mittut.} Die Bundesbrüder, mehr dem homosexuellen Ernst des Lebens zugeneigt, sprechen schlicht von einem »Soziussitz«. Den Begriff des Pupperls kennen sie nicht — Puppchen, das ist nicht das Richtige, und Puppal zu sagen macht ihnen denn doch Schwierigkeit. Aber was dafür das »Prominente« betrifft, da kennen sie sich aus, da wissen sie Bescheid. Das dürfte überhaupt von ihnen zu uns gekommen sein. Wie ist nun die Affenschande dieser Benennung zu erklären? Natürlich hat es das immer schon gegeben, es ist ein gutes Fremdwort, das, solange es Seltenheitswert hatte und nur der Person verliehen wurde, der es zukam, durchaus nicht widerwärtig klang. Aber es wurde eigentlich nie gebraucht, denn man begnügte sich, jemand verdientermaßen »hervorragend« zu nennen. Nach der Befreiung der Sklaven war wie auf einen Zauberschlag das Wort »prominent« da, nunmehr allem verliehen, was vordem keineswegs hervorgeragt hätte. Das ist sicherlich so zu erklären, daß in der Seele des Deutschen ein tiefes und nun obdachloses Kaiserbedürfnis wohnt, das nun Superioritäten herstellen mußte. Unter dem Szepter scharten sie sich zu Vereinen, in der Freiheit legen sie auf Unterscheidung Wert. Der einzige Prominente, der nebst der natürlichen Überlegenheit des militärischen Würdenträgers auch ehemals schon in Erscheinung trat, war der »Ober«, auch der »Herr Ober« genannt. »Die Prominenten« — das grausliche Substantiv bezeichnet keine Eigenschaft mehr, sondern eine Kategorie, eine Steuergruppe —: sie haben dem Deutschen nach den Wirren des Umsturzes den Glauben an Ideale gerettet. Die Prominenten, das sind die Obertanen. Eine allgemeine Verkaiserung setzte ein, es wurde auf Telling gespielt und natürlich begann es bei den Schauspielern.

~~alle~~
~~Wörter~~

IL Jant
 H auf

die, bij
 empfand, fünf fünf

und nicht

*

Da sie nun zwar wie kein anderer organisierter Stand das Bedürfnis nach sozialer Absonderung von ihresgleichen fühlen, aber doch gerade sie es nicht wagen können, sich selbst »hervorragend« zu nennen, so nannten sie sich eben »prominent« oder vielmehr: »die Prominenten«. Die Einführung dieses Begriffes in das Metier führte dahin, daß Theaterparias heute für drei Mark täglich mit Zulage von Insulten robotten müssen, damit »die Prominenten« zwischen 300 und 3000 Mark verdienen können, und zwar zumeist solche, die Zufall, Konjunktur oder Willkür der journalistischen Selbstherrscher (der Prominenten der Kritik) aus der Fülle der Untalente emporgehoben hat. So sicher nun Demokratien, in denen solche Dinge möglich sind, wenn sie nur nicht Kriege führen, den Vorzug vor Monarchien verdienen, so gewiß kann man sich des Wunsches nicht erwehren, daß sie gleichfalls der Teufel hole. Und was das Gehaben der Prominenten betrifft, die sich nunmehr schon in jedem Beruf entwickelt haben, einfach durch Selbsternennung da sind und durch Frechheit sich erhalten, so läßt sich nur Nestroy zitieren, der prophezeit hat, daß die Gleichheit »noch bitterer den Abstand zwischen arm und reich« machen werde:

Mit zehn Fürsten und Grafen red't man leichter ganz g'wiß,
Als mit ei'm Flecksieder, der Millionär worden is.

Denn

Es sitzt keiner in ein' Wirtshaus, der nicht in sein' Hirn
Sich denkt, wie das schön wär', wenn er tät regier'n.

J
1,
Ih
»Schaut man die Gleichheit so an, sagt man« (mit Nestroy):
»nein, da hört s' auf, ein Vergnügen zu sein.« Und doch gab es nach 1848 bei weitem nicht so viel Prominente wie nach 1918. Das Ekelwort wuchert hauptsächlich in den Spalten der Presse, die wenn's finster wird erscheint und dementsprechend im Maule der Neureichen. Es wird wirklich im Umgang verwendet. Komödianten, Filmfritzen, Kabarettfatzken, Boxer, Fußballer, Parlamentarier, Eintänzer, Damenfriseur, Literarhistoriker, Persönlichkeiten schlechtweg — alle können prominent sein. Aber neulich hat man etwas ganz besonders Herziges gelesen. Nach dem Prozeß, in dem die größte Bubentat des Pupperblattes als »vernachlässigte Obsorge« gesühnt wurde — und alle Erinnerung

mit
Liefm...

Klein...
Sch...

de...
Lief...

410

wieder da war an die Zeit, wo sie Vater Vater, leih' mir 'n Revolver gespielt haben und hinterdrein keiner etwas getan, gewußt, gehant haben wollte —, konnte man die Verwahrung lesen:

am besten
me erist

Die Annahme des Chefredakteurs Austerlitz, es habe sich um ein förmliches Komplott gehandelt, in das sämtliche prominenten Redakteure der 'Stunde' verwickelt gewesen seien, muß aber als eine den Tatsachen widersprechende Mutmaßung zurückgewiesen werden.

Das dürfte wohl die äußerste Möglichkeit von Prominenz bedeuten! Aber in Berlin gibt es dafür schon prominente Gegenstände, Waren, Artikel, Realitäten. Im 'Tageblatt', wo es freilich alles gibt, war ein Häuseranbot inseriert unter dem Titel:

Prominente Häuser

Derlei ist heute in Berlin so selbstverständlich wie bei uns das Pupperl. Vorläufig wird es noch auf dem Besitz des Motor ~~red~~ mitgenommen und entschwindet dem Blick. Oder geht anonym neben einem bulgarischen Arzt einher. Aber es kann nicht mehr lange dauern, schon macht sich eine Bewegung unter den Pupperln geltend, und bald wird man aus ihren Reihen die prominenten Pupperln hervortreten sehen.

4 or Jü...

27

h. d. ...

auf ...
mit...

Glossen

Sanssouci

Die ›Stunde‹ erleichtert
ihren Lesern die Wintersorgen

Kaum ist der Winter da . . so wartet er schon mit tausenderlei Sorgen auf: Mit leisem Unbehagen nimmt man den Ballkalender zur Hand, konstatiert, daß es da doch einige Veranstaltungen gibt, bei denen man ›dabei gewesen sein‹ muß, Silvesterfeiern, Redouten . . . sorgenvoll blickt man aus dem Fenster — —

— — — — —
›Die Stunde‹ hat es sich in den
Kopf gesetzt, ihren Lesern die Sorgen
ein wenig zu erleichtern. — —

— — ›Die Stunde‹ gibt ihren Lesern für eine gewisse Anzahl dieser Kupons allerhand liebenswürdige Möglichkeiten. Diese Kupons müssen dabei gar nicht fortlaufend sein, es genügt eine bloße Anzahl mit verschiedenen Nummern, ganz gleichgültig, ob diese fortlaufend sind oder nicht. — —

Man soll aber an so etwas gar nicht denken, es handelt sich wirklich nicht um Aktennummern. Denn die ›Stunde‹ will doch im Gegenteil ihren Lesern die Wintersorgen erleichtern, sie hat es sich in den Kopf gesetzt. Wie macht sie das?

Für zehn solcher Kupons beispielsweise ist die Weekend-Frage, die Raxfahrt gelöst — — Auch die Ballfrage läßt sich leicht lösen.

Denn die ›Stunde‹ will ihre Leser nicht nur äußerlich führen, sondern auch zu den verschiedenen Saturnalien, die nun dem neuen Kronos zu Ehren abgehalten werden.

Für 100 Kupons und darüber sind Preise in Aussicht genommen, unter denen auch der sicherlich nicht zu verachtende einer Ozean-Reise figuriert.

Wie verlautet, soll sich der dahingegangene Gründer mit dem Plane tragen, 100 Kupons und darüber zu sammeln. Er wird in diesem Vorhaben von der ›Stunde‹ unterstützt, die es sich in den Kopf gesetzt hat, ihm und sich die Sorgen ein wenig zu erleichtern.

Chefredakteur: Hofrat Dr. Josef C. Wirth

Die geheimnisvolle Maske

Das Rätsel der Redoute der »Bühne«

Bei der am Samstag in den Konzerthausssälen stattfindenden Redoute der »Bühne« wird eine originelle Konkurrenz durchgeführt werden.

Die berühmte Filmdiva, Frau

Fern Andra,

wird kurze Zeit nach 11 Uhr in einem prachtvollen Ballkostüm von Krupnik, maskiert den großen Saal betreten und einmal das Gewühl der Menge durchschreiten. Derjenige Herr — denn nur Herren können an dieser Konkurrenz teilnehmen — der Frau Andra trotz der Maske zuerst erkennt, ihr auf die Schulter klopft und sie mit den Worten: »Guten Abend, Frau Andra!« begrüßt, geht als Sieger aus dieser Konkurrenz hervor. Frau Andra wird an seinem Arm das Podium betreten, ihm einen Kuß auf die Stirn geben und ihm

D
T

— utile dulci —

den Preis, eine entzückende kleine Home Jazz vom Musikhaus Lion (I., Kolowratring 10), ein kleines elegantes Kofferchen, in dem sich alle für eine richtige Jazzband notwendigen Utensilien befinden, überreichen.

*

Nicht genug an dem, sondern auch:

Ein Pelz für die schönste Maske

2000 Eau de Cologne-Flaschen
als Damenspende

— — Jede Dame erhält diese Spende schon beim Aufgang ins Foyer — — eine elegante Damenhandtasche von der Lederwarenfabrik — — fünf Flaschen Champagner Vöslauer Goldeck von — — noch je eine Dose russischen Malosol-Kaviars von der Firma — —

*

— — die Bodenwieserinnen — —

*

Kurz nach 11 Uhr betrat, von Alwin Neuß geführt, Fern Andra in einem prachtvollen Kleid von Krupnik den dicht gefüllten Saal. Wenige Sekunden später war sie auch schon erkannt. Herr Alexander Grünfeld hatte das scharfe Auge und wurde dafür unter großem Beifall des Publikums durch ein paar herz hafte Küsse der berühmten Filmdiva und durch Überreichung der von der Firma — —

Inzwischen waren auch schon die Stadttheatergirls eingetroffen. — —

Also kein Grund mehr zur Beunruhigung.

1/2
= 14

Im Mittleren Konzerthausaal spielte ununterbrochen in uneigennütziger Weise die Amateur-Jazzband Collegiate — — In den Logen die Spitzen der Wiener Gesellschaft.

— — Selbstverständlich kann diese Präsenzliste keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben. — —

12
Große gesellschaftliche Ereignisse werfen Wellen der Erregung auf Wochen voraus. Die Modehäuser, die Frisiersalons sind von ihnen erfüllt. Die beauté-machenden Damen, die Schuhkünstler, die Verkäufer von Blumen und Perlen werden mitgerissen. Sie alle dienen den Frauen, die an solchen Festen schön sein wollen und — schön sind, wie unsere Redoute wieder bewiesen hat.

Wenn man aber bedenkt, daß er das alles nicht mitmachen konnte, wird einem schwer ums Herz! Und wenn man dann noch liest:

daß die Veranstalter dieser Redoute ihr eigenartiges Gepräge, das sich im Vorjahre schon bewährte, auch diesmal zu erhalten wußten

dann empfindet man den ganzen pietätlosen Hohn dieser Usurpierung und möchte sich vorstellen, wie einer im Exil schmerzlich von einem Getreuen die Nachricht empfängt von Bolingbrokes Triumph und daß sein altes Pferd den neuen Reiter nun geduldig trug:

»Ritt er den Berber? Sag mir, lieber Freund,
Wie ging er unter ihm?«

»So stolz, als wär' die Erd' ihm zu gering.«

Aber da können sie sich auf den Kopf stellen — es ist doch nicht mehr das, was es einmal war. Schwächliches Epigonengeschlecht von Hofräten, das den großen Rausch dahingegangener Dionysler nachzuahmen versucht! Wer sich von der älteren Generation noch erinnert, wie der hünenhafte Neger die Odys nahm — da mußte man das Publikum gesehen haben —, ja das waren Zeiten! Außerdem fehlten der Polizeiboxer Anderschitz und der Minister a. D. Heinl. Es war also nicht das Richtige. Und vor allem und trotz 2000 Eau de Cologne-Flascherln — es waren nicht die aromatischen Menschen!

Kehraus

Man weiß in Wien, wie rauschend, wie unbefangen lustig und gemütlich die Feste der ‚Bühne‘ verlaufen.

Und alle Teilnehmer, Damen und Herren, sollen mit reizenden Damen-, »respektive Herrenspenden« bedacht werden:

Denn nicht weniger als 3000 Spenden wurden uns zur Verfügung gestellt.

Es wäre demnach zu untersuchen, ob die Firmen nicht aus Furcht, wiewohl zu dieser nicht der geringste Grund mehr besteht, sich zu dem Opfer bewogen gefühlt haben. Die unbefangene Lustigkeit und Gemütlichkeit wird nicht mehr lang' vorhalten, um den Ernst des § 98 b zu verbergen, und es kommt der Bußtag für die Saturnalien der Vergangenheit. Aber die Gegenwart tut oder unterläßt zu wenig, um sich von dieser abzusondern, ja man hat den Eindruck, daß sie von ihrem Aroma nascht und keineswegs gewillt ist, nach außen hin brüsk mit der Tradition zu brechen. Daß die Erben des Kronos das Erpressen streng verpönen, scheint in den Kreisen der Opfernden noch nicht ruchbar geworden zu sein. Sie sollen aber erfahren, daß die heutige ‚Stunde‘ nicht daran denken würde, für die Verweigerung von 3000 Spenden Gegenmaßregeln zu ergreifen, sie sollen sie zurückverlangen und, wie es Rechtens ist, an Bekessy überweisen.

Ratten

taugen zu Metaphern.

Warum unterschätzt der Mensch, der so gern von einem Rattenschwanz von Prozessen spricht und darunter etwas unerhört Kompliziertes versteht, das den Rattenschwanz harmonisch ergänzende Rattengehirn? —

Das tut er keineswegs, aber er spricht korrekter von einem Rattenkönig von Prozessen.

Wenn ich tiefer über all die Probleme von heute, die den Wiener anblasen, anpfauchen und anstieren, nachdenke, so komme ich zu dem betrüblichen Schluß: Wir haben überhaupt kein Talent zum Vastilgen! Doch!

Und da auch unsere Republik festgemauert in der Eiden ist, so hege ich wenigstens nicht die Befürchtung, daß sie trotz der Niederlage, die sie an ihrem letzten Großkampftag erlitten hat, wird abdizieren müssen zu gunsten des berühmten Rattenkönigs . . .

Hat ihn schon. Doch die Zusammenhänge sind nicht ganz klar, selbst wenn man davon absieht, daß nicht die Republik, sondern die Gemeinde den Krieg gegen die Ratten verloren hat. Zugunsten welches Rattenkönigs die Republik abdizieren könnte, ist auch nicht ersichtlich. Jener Rattenkönig von Prozessen kann es schon darum nicht sein, weil das Urteil jedesmal im Namen der Republik gefällt wird. Der Rattenkönig ineinander verflochtener Infamien, der ihn nach sich gezogen hat, ist von mir entwirrt und kaput gemacht worden. Er bestand aus Rattenschwänzen, deren Zugehörigkeit die Ratten selbst nicht mehr bestimmen konnten. Was ich da zur Säuberung der Stadt geleistet habe — nebst der unermüdlichen Gewinnung strafrechtlichen Neulands mit Hilfe eines Anwaltes, der allerdings ein passionierter Rattenfänger ist —, dafür wird erst eine kommende Einwohnerschaft dankbar sein. Mein Großkampftag ist erfolgreicher verlaufen als der der Gemeinde, deren Führer freilich der Rattenplage, mit der ich fertig wurde, nicht einmal mit dem Willen entgegengetreten sind, so daß sie sich sogar im Rathaus einnisten konnte. Aber ich habe keine Unterstützung gebraucht, um sicher zu sein, daß meine Ratten in Wien nicht an Altersschwäche sterben.

Der Vielbeschäftigte

Polizeipräsident Schober über den »Weltfriedenstag«.
Von unserem Korrespondenten.

Berlin, 10. Januar

Zu der vom »8-Uhr-Abendblatt« angeregten Idee eines Weltfriedenstages

1066
(Das 8-Uhr-Abendblatt in Berlin ist das üble Sensationsblatt des Herrn Viktor Hahn aus Wien, das um zwei Stunden später — die Stunde als Wertmaß genommen — als das 6-Uhr-Abendblatt in Wien des Herrn Hacsak aus Budapest erscheint)

12
äußerte sich Bundeskanzler a. D., Polizeipräsident Schober: »Zu schön gedacht, um wahr zu sein.« Das war der erste Gedanke, als ich die liebenswürdige Anregung in einem Schreiben der Redaktion des »8-Uhr-Abendblatt« gelesen hatte. Doch ohne Ideale kann der Mensch nicht leben — —

Und ohne Zeitungen offenbar noch weniger.

Blattgefühl!

... Wir Schüler Moriz Benedikts, des großen, unvergeßlichen Publizisten, haben von unserem Meister immer wieder die Lehre eingepägt erhalten, daß die Einheitlichkeit starker Gesinnung, das feste Zusammenhalten und das eifervolle Blattgefühl die ehernen Klammern sind, die den mächtigen Bau der »Neuen Freien Presse« zusammenhalten. In dieser Hinsicht warst du uns ein unerreichtes Vorbild. . . .

Wirklich an einem Grab gesprochen

1/2
= 0

Umsturz in der Neuen Freien Presse

Unlängst, an einem Sonntag, mußten die ältesten Leser das Folgende wahrnehmen. Zum erstenmal, nicht etwa in der Gerichtrubrik, nein in der Literaturreubrik — in der Besprechung einer Novelle von Berthold Viertel durch Herrn Zweig — lasen sie, der Autor habe unter anderen Werken eine fanatische Bekenntnisschrift für Karl Kraus geschrieben, und ferner, der Held seiner Novelle werde in einem Abenteuer mit einer kleinen Hure vorgeführt. Das war etwas viel auf einmal. Es schmeichelt mir, daß bei der ersten Gelegenheit, da sich die Neue Freie Presse das Wort »Hure« erlaubte — obschon sie vielleicht bei einer »kleinen« Hure unliebsame Gedankenverbindungen für ausgeschlossen hält —, auch meinen Namen über die Lippen gebracht hat. Sie weiß, daß ich stets gerade auf diesem Gebiete den Kampf gegen soziale Vorurteile geführt habe und wo es stärkere Journalisten gibt, immer auf Seite der schwächeren Huren gewesen bin. Aber für die treuen Leser, welche die Traditionen des Blattes schon durch die Seifenannoncen über dem Leitartikel durchbrochen fühlen, war es sicherlich ein Chok. Handelt es sich doch um Gebiete des Wissens, die nicht ohne behutsame Aufklärung, nicht allzu jäh erschlossen werden sollten. Jenen nun, die sich über die durchgreifende Neuerung entrüsten dürften, wird die Neue Freie Presse schon mit dem Mut ihrer Überzeugung und mit dem Blattgefühl, das eben auch eine Anpassung an den Zeitgeist vorschreibt, zu begeben wissen. Es werden sich aber voraussichtlich Gruppen bilden, und was wird sie mit solchen Lesern anfangen, die überhaupt nicht verstanden haben, was ihnen ihr

Blatt da aufischt? Es verlautet denn auch bereits, daß aus dem Lager der ältesten Biache, die nie anderes als die Neue Freie Presse gelesen haben, lebhaftige Anfragen eintreffen: »Fanatische Bekenntnisschrift für Karl Kraus? Erstens, wer ist das, was heißt das? Bekenntnisschrift für einen Unbekannten? Was hat er selbst für Schriften geschrieben? Zweitens, wie ist das zu verstehn mit Hure? Was ist das, was heißt das? Schreibt sie fürs Blatt?« Denn zu Rebussen sind sie nicht aufgelegt, und schließlich muß man zugeben, die Neue Freie Presse hat sich vielleicht ein bißl überellt.

Wir können uns den Fall denken

Über »die Treuepflicht des Ehegatten nach der Scheidung« — ein österreichisches Problem — ergeht sich der Vizepräsident des Landesgerichts im deutschnationalen Regierungsblatt:

Wir wollen nicht einer allzu leicht möglichen Ehescheidung das Wort reden. Wir können uns aber den Fall denken, daß eine tugendsame, unglückliche und wahrhaft liebende junge Frau nach der Ehescheidung von ihrem nicht tugendhaften, ungeliebten Gatten verlangt. Da soll nach der Scheidung die Pflicht zur ehelichen Treue bestehen bleiben? Nein und dreimal nein....

Dieser kühne Drang nach Neuerung und die Möglichkeit, daß wieder die Reichspostkreise den Bekenner vor ein Ketzengericht stellen könnten — solche Vorstellung eines Fibel-Babel läßt doch, zwischen allen hochfliegenden Plänen der Menschheit, den Orbis als Taferlklasse erscheinen und die Austria darin als die ultima.

Mensch und Tier

Infolge von zwei Fällen von Tollwut in Donnerskirchen am Neusiedlersee ordnete der Bezirkshauptmann von Eisenstadt die Vertilgung sämtlicher Hunde und Katzen in Donnerskirchen an. Wie dabei vorgegangen wurde, das spottet jeder Beschreibung. Die Tiere mußten lebendig oder tot auf den sogenannten Aasplatz gebracht werden, wo fünf junge Burschen vor Schulkindern ihres Schinderamtes

In einem kleinen Orte der Gironde hat sich nachfolgende Geschichte zugetragen. Ein Milchfahrer hatte dort vor drei Jahren im Winter einen kleinen frierenden Schäferhund von der Straße aufgenommen und in sein Haus gebracht. Dieser Tage wollte nun ein Untermieter des kleinen Häuschens Feuer in seinem Ofen machen und schüttete

IT
T. Pappe
Marte

walteten. Die Katzen wurden in Säcken auf den Aasplatz gebracht und dort von den Burschen solange an die Baumstämme geschlagen, bis sie kein Lebenszeichen mehr von sich gaben. Bei dieser Prozedur zerrissen viele Säcke und die schwerverletzten Katzen fielen heraus, wobei sie sich davonzuschleppen versuchten, wurden aber von den Schulkindern zumeist eingeholt und dann vollends erschlagen. Einzelne Tiere entkamen in den Wald, wo noch am nächsten Tage Hunde mit zerschlagenen Gliedmaßen, Katzen mit gebrochenem Rückgrat halb verendet aufgefunden wurden. Die Hunde wurden einzelweise in der grausamsten Weise erschlagen. Der Hund eines Ortsinsassen erhielt mindestens 30 Schläge, bis er zusammenbrach; er wurde auf den Häufen zu den toten Hunden geworfen, nach 15 Minuten schleppte er sich wieder weg und wurde dann erst totgeschlagen. Ein Hund kam nach drei Stunden mit einem herabhängenden Auge und herabhängenden Haut- und Fleischfetzen blutüberströmt zu seinem Herrn im Haus zurückgelaufen, der ihn nochmals auf den Aasplatz trug, wo er endlich den tödlichen Schlag erhielt. Solche Fälle ereigneten sich sehr viele. Schulkinder und halbwüchsige Burschen zogen tote und lebende Katzen an Spagatschnüren durch den Straßenkot zum Aasplatz.

zu diesem Zweck Petroleum in die Glut. Die Flüssigkeit explodierte und das Haus stand bald in hellen Flammen. Es war Nacht, und die Familie des Milchfahrers schlief. Der Hund aber war sofort auf den Beinen. Er zerrte an der Bettdecke des Herrn, bis dieser erwachte, weckte die Frau und die Kinder, stürzte dann durch die Flammen auf die Straße und nun in ein Nachbarhaus, biß dort einen schlafenden Mann in die herabhängende Hand, so daß dieser erwachte und das Feuer bemerkte, und sprang dann auf die Straße in ein Lastauto, wo er den schlafenden Chauffeur weckte. Das leichte Holzhaus war in wenigen Minuten von den Flammen eingehüllt. Nur die Frau und zwei Kinder des Milchfahrers konnten gerettet werden. Der Mann und ein krankes Kind, das er retten wollte, kamen um. Als der Hund seinen Herrn nicht bei den Geretteten fand, stürzte er in das brennende Haus zurück. Feuerwehrleute brachten ihn völlig versengt und erblindet heraus. Kurze Zeit darauf starb er.

Bomben sind auf den Ölberg gefallen

Aus Jerusalem wird mir geschrieben:

Zu Ehren der gefallenen Krieger hat die hiesige Regierung am Ölberg einen großen Militärfriedhof angelegt. Am Eingang wurde ein großes steinernes Kreuz in Form eines Schwertes errichtet.

Gefallen zur Hebung des Fremdenverkehrs

Daß doch keine menschliche Phantasie den Kot-
haufen zu ermessen vermöchte, der sich Menschheit
nennt! Wähnt man den Gipfel erklimmen, immer
noch will es höher hinauf:

Paris, 21. Dezember. (Telegramm der »Wiener Allgemeinen
Zeitung«.) Ein Finanzsyndikat hat an die Regierung das Anbot
gestellt, unter Investition vieler hundert Millionen Francs in der
Umgebung von Verdun Riesenhotels, Restaurants,
Kaffeehäuser, Bars und Spielsäle zu erbauen, um
den Fremdenverkehr zu fördern. Das Konsortium ersucht
die Regierung, verschiedenes Kriegsmaterial, wie alte
Kanonen, verrostete Tanks usw. zur Verfügung zu
stellen, da die Gesellschaft bereit wäre, das Verduner
Schlachtfeld zu rekonstruieren.

Wenn es wahr ist und nicht bloß ein Telegramm
der »Wiener Allgemeinen Zeitung« (in welchem Fall
die französische Gesandtschaft zum Rechten sehen
müßte), so hätten die Reklamefahrten zur Hölle, die
seinerzeit von Basel ihren Ausgang nahmen, durch
eine Ehrenpforte des Menschengeschlechts geführt.
Dies Phantom haben die blut- und weinbesoffenen
Ungeheuer meiner Tafelszene denn doch nicht
geschaut! Der Teufel, den ich an die Wand gemalt
habe, war ein Possenreißer. Nichts, was ich voraus-
gesagt habe, ist eingetroffen. Alles wurde Lügen
gestraft durch eine Wahrheit, gegen welche die meine
ein Schmeichelwort an die Menschheit war.

